Leben
Friedrichs des Zweiten
Königs von Preussen.

---

skizzirt

von

einem freymüthigen Manne.

[d.i. Jos. Richter]

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Erstes und zweytes Bändchen.

Amsterdam, 1789.

Bio 6453
1234

Zu den Hauptkarakterzügen eines philosophischen Jahrhunderts sollte nach meiner Meinung auch Freimüthigkeit gehören. Ist es also um unser so gerühmtes philosophisches Sekulum nicht noch eitle Chimäre, so vergibt man mir gewis, daß ich über Friedrichs Thaten mit Freimüthigkeit, und also in manchen Stücken anders urtheile, als die Herren Berliner. Vielleicht urtheilt man in zehn, — zwanzig Jahren

noch freimühiger darüber. Ein großer Theil von Friedrichs Einrichtungen, liegt noch im Keime. Die Zukunft wird lehren, ob die Früchte davon gut oder böse sind.

Schlüßlich muß ich noch anmerken, daß ich kein Faktum anführe, welches nicht in öffentlichen Schriften, und meistens sogar in Friedrichs vergötternden Geschichtschreibern steht.

Der Herausgeber.

Leben

Leben
Friedrichs des Zweiten.

Erstes Bändchen.

König Friedrich ward den 24 Jenner 1712 in Berlin geboren. Er war der dritte Sohne von Friedrich Wilhelm, und Marie Dorothee, einer Tochter König Georgs des Ersten; seine zween Brüder starben aber bevor er zur Welt kam, und so wurde Friedrich Kronprinz.

Sein Wuchs betrug nicht über 5 Schuh einige Zoll. Der Kopf hieng etwas nach der Seite, welches vermuthlich von dem vielen Flöten spielen herkam. Sein Gesicht, das weder voll noch mager war, hatte starke und ernsthafte Züge; die Nase war lang, und die Augen drükten besonders den Zorn auf eine schreckbare *) Art aus.

Er ward bey Biersuppe **) erzogen, und erhielt seine erste Bildung durch die Hände einer Hugenottin mit Namen Du Val de Recoule, die ihm seine auffallende Vorliebe zur französischen Sprache ein-

*) Friedrichs Karakter, von Büsching S. 5.

**) Seine königliche Majestät, heißt es in einer Kabinetsresolution, sind in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden, mithin können die Leute dort eben so gut mit Biersuppe erzogen werden, das ist viel gesünder, wie der Kaffe. Siehe Büsching S. 201.

einflößte. Mit dem 7ten Jahr kam er unter die Aufsicht eines gewissen Du Han de Jendun, der des Prinzen Geschmack, oder Vorurtheil, für alles was französisch war, noch mehr befestigte. Freilich war die deutsche Sprache damals noch wenig bearbeitet, sie wurd' es aber in der Folge, und wenn dann Friedrich noch immerfort seine Abneigung gegen vaterländische Sprache und Litteratur beybehielt, so rührte es vielleicht daher, weil er sie nicht verstand. *)

Ich find' es nöthig, eine Schilderung seines Vaters vorauszuschicken, weil sonst so manches in Friedrichs Karakter dunkel blieb.

Friedrich Wilhelm war ein roher und dabei harter Mann. Voltäre nennt ihn einen Vandal, der durch seine ganze Regierung nur darauf dachte, Geld zu sammeln, und für wenige Kosten die schönsten Truppen zu unterhalten. Er war der reichste König seiner Zeit, hatte aber die ärmsten Unterthanen.

Sein Grundsatz war, daß ein wahrer Soldat nicht gebildet, sondern schon geboren werden müsse; um

*) Weil er nur, wenn es unumgänglich nöthig war, deutsch sprach, und wenig in deutschen, insonderheit guten Schriften und Büchern gelesen hatte, so sprach, und schrieb er auch schlechtes deutsch, und gebrauchte gemeine und platte Ausdrücke. Dies sind Hrn. Büschings eigene Worte S. 34.

um ihnen also den Militärgeist einzuhauchen, machte er seine Unterthanen schon in der Geburt zu Soldaten; dies veranlaßte vielleicht Voltären zu sagen, daß die Türkey in Vergleich des Despotismus *), den Friedrich Wilhelm ausgeübt hat, eine Republik ist.

Der Kriegsstand hatte bey ihm überall den Vorzug. Er verlieh ihm die größte Ehre im Staat, und besetzte die meisten Civilämter mit Invaliden.

Seine Kammerkasse war zugleich die Kriegskasse, und das Finanz-Direktorium machte zugleich den Kriegsrath aus.

Er legte dem Volk sehr große Abgaben auf, weil er dies für das beste Mittel hielt, die Leute sparsamer zu machen. — War es dies nicht, so war es doch wenigstens das Mittel, seinen Schatz zu vermehren. Im Jahr 1740 lagen wirklich 72 Millionen in der Staatskasse. **) Eine ungeheure Summe für einen Staat, der nur bey 3 Millionen Menschen, sieben Millionen Einkünfte und kein Kommerz hatte.

*) Man lese die geheime Nachrichten zu Voltärs Leben, worüber in Berlin bey ihrer Erscheinung sehr unglimpflich gesprochen wurde, nun aber, da Friedrich todt ist, schon gelinder geurtheilt wird. A. d. H.

**) König Friedrich sagt, im ersten Band seiner hinterlassenen Werke S. 23, daß er nur 8,700,000 Thaler nach seines Vaters Tod im Schatz gefunden habe. Die preußische Geschichtschreiber machten also diesen Schatz aus Pralerei entweder vorsetzlich grösser, oder Friedrich hatte seine Ursache, ihn für so klein anzugeben. A. d. H.

Er fand aber ausser den häufigen Abgaben, noch andere Wege, das Geld der Unterthanen in seine Kasse zu ziehen.

Alle königlichen Güter waren in Pacht gegeben. Wenn ein Pächter den König am letzten des Monats nicht bezahlt hatte, so wurde er den ersten des folgenden Monats zur doppelten Zahlung angehalten.

Wer einen Hasen erschlug, einen Baum in dem Gebiet der königlichen Güter fällte, oder ein anderes Verbrechen beging, mußte es mit einer Geldstrafe büssen.

Verfiel ein Mädchen in die natürliche Sünde, Mutter zu werden ohne von einem Priester das Privilegium dazu erhalten zu haben, so mußten die Eltern oder die Verwandten dem König für die Niederkunft das Strafgeld erlegen.

Die Baronesse K*** that den Fehltritt, dem König im zweiten Jahr ihrer Wittwenschaft einen Unterthan in die Welt zu setzen. Der König schrieb ihr mit eigener Hand, daß sie zur Rettung ihrer Ehre alsogleich 10,000 fl. in sein geheimes Zahlamt schicke: sie mußte die Summe ausborgen, und war zu Grund gerichtet.

Seine meisten Generäle wußten nicht einmal ihren Namen zu schreiben. Alle Kenntnisse, die ausser des Sphäre eines Unteroffiziers lagen, waren in des Königs Augen Lapperenen und Possen: er hatte also kaum den Thron bestiegen, so hob er die

Akademie auf, und vertheilte die Pensionen an Feldscherer und Hebammen. Von den Mitgliedern der Akademie wurde der einzige Astronom beybehalten, um dem König Kalender zu machen.

Der zu seiner Zeit berühmte Philosoph **Wolf**, baute sich ein Sistem, woraus sich nach der Meinung eines gewissen Theologen **Lange**, der **Wolfen** zu stürzen suchte, die Schlußfolge ziehen ließ: daß des **Königs Soldaten nicht strafbar wären, wenn sie durchgingen** — — Der König ward äusserst wider den Philosophen aufgebracht, und ließ ihm die Wahl, entweder aus seinen Staaten zu gehen, oder sich *) henken zu lassen. Der Philosoph wählte das Erstere, und begab sich nach **Marburg**.

Das Handelswesen stand bey dem König ebenfalls nicht sehr in Gnaden. Kaufleute sind freilich nicht die besten Patrioten; sie betrachten die ganze Welt für ihr Vaterland, und lassen nur für jenen Staat eine Vorliebe blicken, der ihnen den grösten Gewinnst verschaft — kurz, der Handelsgeist ist ein Geist der **Freiheit**, und so ein Geist war mit König **Wilhelms** Sistem, aus seiner Nation blosse Krieger zu bilden, nicht wohl verträglich.

Er legte daher diesem Geist alle nur mögliche Hindernisse in den Weg, und sah es so gar gerne, wenn fremde Kaufleute seine Staaten aus Furcht der

*) Vie de Fred. Strasb. Tom. I. pag. 6.

der Werbung vermieden *); indessen unterstützte er doch solche Manufakturisten und Fabrikanten, die für seine Armee Kriegsgerätschaften verfertigten.

Man sah zu Berlin, wie zu Potsdam, eine Menge Pulvermühlen und Waffenschmiede. Selbst sein Pallast war davon umgeben, und schien eher die Feueresse des Vulkans, als den Wohnsitz eines Königs zu verkünden.

In seinem Privatleben war König **Wilhelm** stark **Holländer**. Sein einzige Unterhaltung war, mit seinen Generals und Ministern Bier zu trinken und Toback zu schmauchen. Ein Gelehrter mußte ihm dabei die Zeitung vorlesen und erklären, und noch überdies der Gesellschaft den Narrn machen **); das war aber auch der einzige Gelehrte, den der König am Hofe litt.

Man sieht noch bis diese Stunde in einem Zimmer des königlichen ***) Schlosses zu Berlin ein Gemälde, das so eine Versammlung vorstellt. Der König ist in der Mitte; neben ihm sieht man die Königinn, die eben an einem Stück Papier die Pfeife anzündet. Um das königliche Paar herum sitzen die Minister und Generals mit ihren Ordensbändern und Tobackspfeifen.

Der

*) S. Herrn Fried. Christ. Jonath. Fischers Geschichte Friedrichs S. 38.

**) Wilhelm hatte auch seinen Hofnarrn zum Präsidenten der Akademie ernannt.
Büsching über Friedr. Karakter.

***) Vie de Fred. Tom. I. pag. 164.

Der König hatte sowohl in Berlin als Potsdam seine Schmauchstuben. Hier hielt er Vormittags Kriegsrath, und des Abends schmauchte er und trank mit seinen Ministern Bier. Die übrigen Erfrischungen bestanden aus Böckelfleisch, Schinken und kaltem Braten.

Sein Kleid war eine glatte blaue Uniforme mit Messingknöpfen, die ihm bis an die halben Beine reichte. Wann er sich eine neue anschafte, mußten die alten Knöpfe wieder darauf ihre Dienste thun. In dieser Equipage, mit einem dicken spanischen Rohre bewaffnet, hielten Se. Majestät täglich die Revüe ihres Regiments.

Dieses Regiment war seine Lieblingssache, und seine größte Ausgabe. Das erste Glied bestand aus Männern, wovon der Kleinste sieben Schuhe maß. Er ließ sie von allen Enden Europens und Asiens kaufen.

Wann König Wilhelm die Revüe geendigt hatte, gieng er durch die Stadt spazieren. Alles verkroch sich vor ihm. Er konnte niemand, und am allerwenigsten ein Weib auf der Gasse dulden. Er schikte sie mit Ohrfeigen, Fußtritten oder Stokschlägen nach Haus, die er mit der Moral begleitete: **Packe dich nach Hause, Hure! Ein braves Weib gehört zu ihrer Wirthschaft.**

Einst traf er an einem schönen Sommertag verschiedene Berlinerschönen, die rükwärts des Schlosses auf einem öffentlichen Platz herum spazierten,

den

den man den königlichen Garten nennt, der aber blos ein grosser Exerzierplatz ist. Bey ihrem Anblick ließ er durch seine Soldaten Kehrbesen herbey holen, und zwang die schönen Damen, durch eine halbe Stunde *) den Platz zu säubern.

Eben so wenig konnt' er es leiden, daß die Diener des Herrn zur Wachparade kamen. Er jagte sie mit dem spanischen Rohr zu ihrer Bibel nach Haus.

Soldaten sind gewöhnlich nicht sehr andächtig; beym König aber marschirte der Geist der Andacht mit dem Militärgeist zu gleichen Schritten fort. Seine Soldaten mußten eben so pünktlich in der Kirche als auf dem Paradeplatz, erscheinen. Sie mußten zur Predigt und Kommunion gehen; er ließ sogar die Thüren bewachen, damit sie nicht heraus konnten. Indessen schränkte sich seine Religion blos auf äusserliche Andachtsübungen ein. Seine Hofkapläne wagten nicht, ihm begreiflich zu machen, daß Sanftmuth, Menschlichkeit und Nachsicht, wenigstens eben so wesentliche Tugenden zum Seelenheil wären: er hielt es also für keine Sünde, seine Kinder, seine Diener und Unterthanen so zu behandeln, wie ungefähr ein Stallknecht seine Pferde, oder ein Korsar seine Sklaven behandelt.

Hier sind nur ein paar kleine Proben.

Friedrich befand sich mit seinem Vater, zu Bonn. Der Kurfürst gab ihnen einen prächtigen

Ball.

*) Vie de Fréderic de Prusse Tom. I. pag. 165.

Ball. König Wilhelm trug bekanntermassen eine alte schmuzige Uniforme; der Prinz war um kein Haar eleganter und reinlicher gekleidet. Sein Vater fragte ihn, warum er so traurig herumschleiche und nicht tanze? Der Prinz schlug die Augen nieder, und sah auf seinen abgenüzten Rock. Statt aller Antwort gab ihm der Vater im Angesicht der ganzen Gesellschaft eine derbe Ohrfeige *), und warf ihn *zum* Saal hinaus. — Der Prinz vergoß Thränen. — Es half nichts: er mußte eine Dame auffordern und mit ihr tanzen. — — —

Einer von seinen Generals beklagte sich einst beim König über ein von der Justizkammer gefälltes Urtheil. Eilends begab sich König Wilhelm nach dem Saal, wo der Rath versammelt war, und prügelte vom Präsidenten an die Richter durch die Bank mit dem spanischen Rohr herum, indem er sie Schurken, und Lumpenkerls hieß. — Es war wirklich komisch anzusehen, wie die gravitätischen Räthe im Saale untereinander liefen, und den königlichen Stockstreichen auszuweichen suchten. — — Der Autor, der diese Anekdote erzählt, sezt noch die Bemerkung **) bey: daß diese Behandlungsart der Staatsdiener, in dem Geist aller preußischen Gerichtsstellen gewisse Spuren zurück gelassen habe, die schwerlich mehr auszutilgen sind. — — —

Dies ist ungefähr ein kleiner Umriß von König Wilhelms Karakter, und seiner Lebensart.

Frei-

*) Vie de Fréderic Tom. I. pag. 186.

**) Vie de Fréderic II — à Strasburg Tom. I. pag. 168.

Freilich behaupten die preußischen Geschichtschreiber, daß dieser König, so tadelswerth auch seine Handlungen, einzeln betrachtet, scheinen mögen, im Ganzen genommen, doch die allgemeine Bewunderung verdiene, weil er durch seinen Militär- und Oekonomiegeist der Stifter einer unüberwindlichen Armee, und der Schöpfer von Preussens Größe wurde.

Allein könnten nicht die Türken das nämliche von ihrem Muhamed sagen? Und dann noch eine Frage: waren Preußens Unterthanen bey dieser Größe wohl glücklich, und hat endlich die Menschheit durch diesen Militärgeist vielleicht nicht mehr verloren, als gewonnen???

Man hat vorzüglich beim Haus Preussen die Bemerkung gemacht, daß der Sohn fast immer andere Neigungen als sein Vater, und oft so gar entgegengesetzte hatte.

Wahrscheinlich liegt die Ursache in dem Zwang, worin gemeiniglich die Erbprinzen leben mußten, bis sie zur Regierung gelangten: So folgte der große Kurfürst *) auf den schwachen Georg Wilhelm; so hauchte die zwangvolle eitle Etiquette am Hofe Friedrichs des Ersten, dem Friedrich Wilhelm den

*) So nannte man den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der eigentlich den Grund zu Preussens militärischer Verfassung legte. A. d. H.

den alles ausschliessenden Soldatengeist ein, und so machte vielleicht des Vaters militärische Ignoranz, in seinem Sohne **Friedrich** dem Zweiten die Liebe zu Lektüre und Künsten entstehen; allein troz dieser entgegengesezten Neigungen pflanzte sich doch der Militärgeist von dem Vater auf den Sohn fort; und wären nicht noch hundert andere Kennzeichen da, so würde mans schon blos aus diesem Geist abnehmen, daß **Friedrich Wilhelms** Sohn war. —

Friedrich war im achten Jahre, als ihm sein Vater ein kleines Zeughaus anschafte; denn man wollte ihn spielend an das **Kriegs-Handwerk** gewöhnen. Er fand alle Gattungen von Waffen darin, die aber seinem Alter und seinen Kräften angemessen waren. Darauf wurd' er Chef des Kadetenkorps. Hier machte er mit seinen kleinen Soldaten täglich alle Kriegsübungen, die sein Vater mit den Großen vornahm. Endlich erhielt er bei erwachsenem Alter eine eigene Kompagnie des Leibregiments. Dabey mußte aber der junge Kapitain fleißig zur Predigt und zur Kommunion gehen. Dieser religiöse Zwang, vielleicht auch die Art, mit welcher ihn der Hofprediger **Woltenius** in den Grundsätzen der reformirten Kirche unterrichtete, flößten dem Prinzen eine Abneigung gegen

alle Religionsgebräuche und Religionsdiener *) ein, die er auch als König nicht ablegte.

Immer von Kriegern und Waffen umgeben, sehnte er sich nach stillern und angenehmern Beschäftigungen. Er fühlte Neigung für Künste und Wissenschaften, und liebte vorzüglich die Dichtkunst und Musik. Sobald er Musse hatte, las er französische Bücher und spielte auf der Flöte. Allein sein Vater kannte keine andere Lektüre als die Bibel, keine andere Musik als das Knallen der Kanonen und Musketen. Er wollte keinen Poeten und Tonkünstler zum Sohne haben; er zerbrach ihm

*) Herr Büsching führt in seinem Werke über Friedrichs Karakter, eine Menge Beispiele von dieser Abneigung an. Ich will zur Probe nur ein paar Randglossen von des Königs eigner Hand hersetzen. Seite 52 heißt es: Keinen Pfafen! da komt nichts mit heraus.

S. 55. Der verfluchte Pfafe weis Selber nicht was er Wil. hole ihn der Teufel.

S. 52. Ein Teologus ist leicht zu finden, das ist ein Thier Sonder Vernunft.

S. 72. Die Priester Döchter, warum heirathen sich die Huren nicht, wenn Sie gebrechlich Seindt So kan Man Sie versorgen, seindt Sie gesund So können Sie heirathen oder arbeiten, das komt ihren Stande zu.

Man kann sich aus diesen wenigen Stellen von des Königs Abneigung gegen Theologen und zugleich von seiner Kenntniß der deutschen Sprache eine Idee machen, und doch wagte es eben dieser Friedrich, ein Werkchen über die deutsche Literatur zu schreiben.

A. d. A.

ihm daher seine Flöte, und warf seine französischen Bücher in das Feuer.

Friedrich wurde endlich dieser militärischen Behandlung müde, und erbat sich, um wenigstens auf einige Zeit sich dieser Strenge zu entziehen, von seinem Vater die Erlaubnis, reisen zu dürfen. Er brannte vor Verlangen, Deutschland, Frankreich, England und Italien zu sehen; allein sein Vater begriff nicht, wie noch etwas in der Welt zu sehen sein könne, wenn man einmal sein Leibregiment manövriren sah, und schlug daher dem Kronprinzen seine Bitte rund ab; indessen erlaubte er ihm doch, daß er ihn auf seinen kleinen Reisen begleitete, die er von Zeit zu Zeit in Deutschland machte.

Herr Fischer sagt, daß Friedrich diese väterliche Grundregel in der Folge sehr weise gefunden habe *), weil er sie hernach als König selbst befolgte und hübsch zu Hause blieb. Herr Fischer kann auch nicht begreifen, wozu die Reisen der Könige und Thronfolger dienen sollen. In der kurzen Zeit, da sie Länder durchziehen, sagt er, können sie sich keine erhebliche Kenntnis erwerben, und ein langer Aufenthalt ist für sie gefährlich oder zu kostbar.

Man merkt wohl, wohin Herr Fischer mit dieser Anmerkung ziele; indessen mag sie nur dann richtig sein, wenn der reisende Prinz keinen Kopf

 hat —

*) Fischers Geschichte 1ter Theil S. 3.

hat — da ists freilich besser, wenn er zu Hause bleibt. — — — — — —

König Wilhelm führte also seinen Sohn im Jahr 1728 nach Dresden, und zwei Jahre darauf nach Deutschland, wo sie über Leipzig, Coburg, Anspach, Augsburg, Stuttgard, und Mannheim bis Frankfurt am Mayn giengen, und dann den Rhein herunter fuhren, um sich nach Wesel zu begeben.

Diese kleinen Reisen erwekten in dem Kronprinzen die Lust größere zu machen. Weil er aber voraussah, daß ihm der König nie die Erlaubnis dazu geben würde, suchte er von Wesel nach England zu entfliehen.

Eigentlich wollte Friedrich nicht länger unter dem väterlichen Stoke stehen. Er entdekte sich seinen vertrauten Freunden Katt und Keith. Alles war zur Flucht veranstaltet, Katt hielt in Holland ein Fahrzeug in Bereitschaft; allein der alte König ward frühzeitig von der Absicht seines Sohns benachrichtiget, und ließ ihn in Verhaft nehmen. Zugleich schikte er einige Offiziere nach Holland, um sich des Lieutenants Katt zu bemächtigen. Der Großpensionär drohte, sie bei der geringsten Unternehmung aufhenken zu lassen. Die Preussen kehrten sich nicht daran, und nahmen Katt gefangen.

Der

Der preussische Gesandte im Haag, ward über diese Territorialverletzung *) vor Schrecken des Todes.

Keith war so glüklich, sich durch die Flucht zu retten. Er schiffte sich nach Portugall ein, wo er bis zum Tod des alten Königs blieb.

Wilhelm war wüthend in seinem Zorn, und unversöhnlich in seiner Rache. Er ließ seinen Sohn auf das Schloß Küstrin in enge Verwahrung bringen. Er glaubte, daß seine Schwester, nachherige Markgräfinn von Bareuth, mit vom Komplote wär, und stieß sie mit Fußtritten in der Wuth zu einem Fenster hinaus, das bis an den Fußboden reichte. Noch glükte es der Königinn, die zugegen war, ihre Tochter an den Röcken zu erhaschen.

Die Prinzeßinn bekam an der linken Brust eine Quetschung, die sie, als ein Zeichen der väterlichen Zärtlichkeit lebenslänglich behielt.

*) König Friedrich beklagt sich in seinen hinterlassenen Werken im ersten Band Seite 102 über die Kränkungen, die der preussische Namen in der Welt erfahren mußte; allein dergleichen gewaltthätige Schritte konnten freilich eine Nation in keinen guten Ruf setzen.

A. d. H.

**) Diese nämliche Prinzeßinn widersprach einst ihrem Vater an der Tafel. Wilhelm ward darüber so erzürnt, daß er sie mit dem Messer durchstossen wollte.

Siehe Büsching über Friedrichs Karakter, Seite 259.

Der erzürnte König hatte den festen Vorsatz, seinem Sohne den Kopf abschlagen zu lassen. Man machte ihm den Prozeß. Wilhelm zog die Universitäten, und seine Gerichtstellen zu Rath, die er herum prügelte, wenn sie nicht nach seiner Phantasie entschieden. Diesen waren also ihre Schultern lieber als der Kopf des Prinzen. Herr Büsching sagt daß sein Todesurtheil wirklich gefällt war.

Die Königinn warf sich ihrem Gemahl zu Füssen; er stieß sie aber mit Ungestümm zurück. Fast alle Mächte bemühten sich den erzürnten Vater zu besänftigen; sie erhielten die unfreundliche Antwort: sich in die Hausangelegenheiten Friedrich Wilhelms nicht zu mischen.

Der König, der selbst nur Soldat war, betrachtete seinen Sohn als einen Soldaten, der sich wider die Subordination vergangen, und als Deserteur den Tod verdiente. Zugleich bedachte er, daß er noch drey andere Söhne habe, wovon keiner Verse machte, und daß dies für Preussens Grösse hinlänglich wäre.

Es war also um den Kopf des Prinzen geschehen, wenn nicht Kaiser Karl der Sechste durch den Grafen von Sekendorf den König auf väterliche Gesinnungen zurük geführt hätte.

Voltär sagt, Graf Sekendorf habe ihm, als er ihn hernach in Sachsen sprach, geschworen,

ren, daß es ihm viele Mühe gekostet hätte, den Kopf des Prinzen zu retten. Der König soll bei dieser Gelegenheit im Zorn ausgerufen haben: **Oesterreich wird einst schon sehen, was für eine Schlange es im Busen erwärmt hat.**

Noch nie hat eine Prophezeihung so pünktlich eingetroffen.

Friedrich machte in der Folge von eben diesem Sekendorf eine sehr häßliche Schilderung. Das war nicht dankbar gehandelt; allein Dankbarkeit war eben **Friedrichs** Tugend nicht. — — Nur ein sehr kleines Beispiel.

Einst ließ ihn sein Vater abermal bei Wasser und Brod einsperren. Ein Koch, den das Schiksal des Prinzen gerühret hatte, stekte ihm heimlich Speisen zu. Als Friedrich den Thron bestieg, jagte er von allen Dienern am ersten diesen Koch fort*). Der Vorwand war, daß er die Befehle seines Vaters übertretten habe. — Es ist wirklich nicht rathsam, Prinzen einen Dienst zu leisten. —

Der Prinz war einige Wochen auf dem Schloß zu Küstrin, als ein alter Offizier mit vier Grenadieren, Thränen im Auge, in sein Zimmer trat. Friedrich zweifelte nicht, daß es seinen Kopf gelte. Der Offizier ließ ihn, noch immer mit thränenden Augen, er-

*) Vie de Frederic II. Tom. I. p. 183.

greifen, und an das Fenster führen. Hier hielten ihm die Grenadier den Kopf hinaus, während man seinem Freund Katt auf einem unter dem Fenster errichteten Schaffote den Seinigen abschlug. Katt versicherte gerne zu sterben, da er vor seinem Ende noch den Prinzen gesehen. Friedrich reichte seinem unglüklichen Freund die Hand, und stürzte, als der Streich geführt wurde, betäubt zurük. Sein Vater sah diesem Spektakel mit der größten Gleichgiltigkeit zu. –

Der Prinz blieb ein ganzes Jahr zu Küstrin, und verlebte seine Zeit traurig und einsam. Der Präsident v. Münchow leistete hier dem Prinzen große Dienste. Er verschafte ihm Bücher und andere Bequemlichkeiten, wider den Befehl seines Vaters. Es war viel gewagt. Der alte König ließ einen aufhenken, wie er eine Pfeife Tabak rauchte *). Sicher hätte er den Präsidenten nicht geschont, wenn ihm diese Gefälligkeiten zu Ohren gekommen wären.

Nach achtzehn Monathen erhielten die Vorbitten des Kaisers, und die Thränen der Königin, endlich dem Erbprinzen die Freiheit. – Man nahm das Beilager seiner Schwester (es war die nämliche Prinzeßinn, die seinetwegen zum Fenster hinaus fliegen sollte) zum Vorwand seiner Begnadigung. Er kam nach Berlin zurük. Wenig Zeit darauf gieng schon

*) Der nämliche französische Autor 1ter Theil, Seite 14.

schon die Rede, daß man ihn verheurathen wolle. Wirklich verehlichte sich Friedrich, das darauf folgende Jahr, mit der Prinzeßinn Elisabeth Christine, einer Nichte der Kaiserinn; aber nur nach kirchlichem Gebrauch und mit*) **philosophischer Enthaltsamkeit.** Er sträubte sich zwar anfänglich; König Wilhelm aber wandte seine gewöhnlichen Ueberredungsmittel, nämlich das spanische Rohr und Fußtritte**) an, und so mußte der Erbprinz in die Verbindung willigen.

Einige Schriftsteller behaupten, des Prinzen Abneigung gegen dieses Band wäre durch die Liebe entstanden, die er schon von seinem eilften Jahre an, gegen die englische Prinzessinn Anne gefühlt haben soll; Friedrich mochte aber wohl wichtigere Beweggründe haben.

Es trafen mehrere Umstände zusammen, die diesem Prinzen eine Abneigung gegen das schöne Geschlecht einflößten***). Immer blieb ihm noch der lebhafte Eindruk von der Scene zurük, wo König

*) Fischer, Seite 9.

**) La canne et des coups de pied dans le derrière. *Vie de Fred.* Tom. I. p. 15.

***) Seine Abneigung gegen das schöne Geschlecht gieng so weit, daß er es nicht einmal ertragen konnte, wann seine Bedienten mit Frauenzimmern umgiengen. Er verlangte, daß sie nicht nur unverheirathet blieben, sie durften auch keine Mätressen haben, und nicht einmal mit Frauenzimmern sprechen.

Siehe Büsching Seite 190.

Wilhelm eine Apothekers Tochter, die des Prinzen Mätresse war, öffentlich durch den Henker stäuppen ließ. — Man versichert auch, daß seine ersten Liebeshändel nicht am glüklichsten abliefen, und daß ihm empfindliche und unauslöschbare Spuren davon zurükblieben*): wenn dies ist, so hatte Kaiser Karl so unrecht nicht, die projektirte Verbindung mit seiner Tochter Therese und dem Kronprinzen zu vereiteln**). Schlesien wäre dann freilich bei Oesterreich geblieben; aber schwerlich wäre der Stamm dieses Hauses so ausgebreitet worden.

Herr **Fischer** sagt zwar, daß des Prinzen Abneigung gegen diese Heurath einen politischen Beweggrund hatte. **Friedrich** wollte von dem österreichischen Sistem unabhängig bleiben, und Sekendorfen, der die Sache eingeleitet haben soll, keine Befriedigung gewähren. Er nennt dieses Band sogar eine neue Gefahr***), in die **Sekendorf** den Prinzen stürzte; allein ich seh nicht, welche Gefahr es für einen preussischen Prinzen seyn konnte, die Nichte der Kaiserinn und eine junge liebenswürdige Prinzessinn zu heurathen, die noch jezt wegen ihrem vortrefflichen Herzen von ganz Berlin angebethet wird.

Das

*) Vie de Frederic II Tom. I. p. 15.

**) König Wilhelm war eigens zum Kaiser Karl nach Prag gekommen, in der Absicht, diese Verbindung zur Wirklichkeit zu bringen.

Vie de Fred. Tom. I. p. 182.

***) Fischers erster Theil Seite 9.

Das Beylager sollte den 12ten Juni 1732 auf dem Lustschloß Salzdahlen, vollzogen werden, welches dem Herzog von Braunschweig gehörte. Kaum hatte sich das junge Brautpaar zusammen gelegt, so hörte man von allen Seiten Feuer! Feuer! *) rufen. Friedrich sprang aus dem Bette, und lief eiligst, um zu sehen, wo es brenne. Es war nur ein falscher Lermen, den ihm seine Freunde zu gefallen machten. Friedrich wußte kein anderes Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen; weil er aber besorgte, daß seine junge Gemahlin darüber zu sehr erschrocken seyn möge, ließ er sie wieder beruhigen; im übrigen aber blieb es bey der philosophischen Enthaltsamkeit.

Herr Fischer sagt **): die neue Kronprinzeßinn schickte sich so weise in diese Umstände, und betrug sich dabey mit so viel Klugheit und Großmuth, daß sie bis ans Ende die Hochachtung und Freundschaft ihres philosophischen Gemahls behalten hat.

Der alte König, der vermuthlich an der Seite einer so liebenswürdigen Gemahlin keine philosophische Enthaltsamkeit vermuthete, war so sehr von dieser Verbindung bezaubert, daß er seiner Schwiegertochter das Lustschloß Schönhausen zum Geschenk gab.

Dem

*) Vie de Fred. Tom. I. p. 16.

**) Erster Theil Seite 10.

Dem Erbprinzen schenkte er bei dieser Gelegenheit, die Grafschaft **Rupin**, und im Jahr 1734 das Städtchen **Rheinsberg** mit Schloß und Park.

Friedrich ließ das Schloß in bessern Geschmak herstellen, und reizende Gärten anlegen. Am Eingang las man die Aufschrift: Friderico tranquillitatem colenti: **dem ruhliebenden Friedrich.**

Sein Vater war mit dieser Aufschrift nicht zufrieden. Er glaubte, daß ein Prinz, der die Ruhe liebte, und noch über dies Musik und Verse machte, nicht auf den preussischen Thron *) tauge. Seine Hauptsorge war, **Friedrich** möchte einst das Militärsistem wieder einstürzen lassen, das sich nur durch unruhige Thätigkeit erhalten läßt.

Friedrich hatte kaum von seinem ruhigen **Rheinsberg** Besitz genommen, so mußte ers schon wieder verlassen, und seinem Vater in den Krieg folgen.

Die Nachfolge zum polnischen Thron, hatte in einem großen Theil von Europa das Kriegsfeuer angeflammt. König Wilhelm stand damals mit 10,000 Mann seiner Truppen bei der am Rheinstrom gelagerten Reichsarmee. Hier lernte **Friedrich** den Prinz Eugen kennen, der auch in ihm den künftigen Kriegshelden wahrnahm, und vorherverkündigte; obwohl, nach dem eigenen Geständnis seiner Lobredner,

*) Vie de Fred. Tom. I. p. 17.

ner, dieser Prinz in seinen jüngern Jahren, weder Talent, noch jene Geistesgrösse blicken ließ *), die man nachher an ihm als König bewunderte.

Friedrich wohnte mit seinem Vater, allen Aktionen bei, wobei wenig von Erheblichkeit ausgerichtet wurde. Der Prinz gesteht selbst, daß dieser Feldzug nicht sehr lehrreich für ihn gewesen, und daß er von dem grossen Eugen nur noch den Schatten gesehen habe.

Sein Vater wurde krank, und mußte das Lager verlassen. Im Monat Oktober, führte der Prinz die preußischen Truppen wieder nach Potsdam zurük. Er fand seinen Vater sehr krank, und mußte statt seiner, durch einige Zeit alle Befehle unterzeichnen.

Wie sichs mit dem König besserte, schikte er den Prinzen, unter der Aufsicht des Fürsten von Dessau, nach Stettin, die Festungswerke zu besichtigen. Zu Königsberg fand er den unglücklichen König Stanislaus, mit dem er ein ewiges Band der Freundschaft knüpfte. —

Endlich kehrte er wieder in sein geliebtes Rheinsberg zurück, wo er bis zu seines Vaters Tode blieb.

Man wirft diesem Prinzen mit Recht vor, daß er zu seinem vertrauten Umgang nur Ausländer wählte; sicher hätte er in Gesellschaft mit erfahrnen Staats-

*) Fischer, erster Band Seite 3.

Staatsdienern und Kriegsleuten, mehr ächten deutschen Biedersinn, mehr Kenntnisse seiner Länder, der Denkungsart und Neigungen seiner Völker geschöpft: allein, wie Herr Fischer anmerkt, hielt es **Friedrich** der königlichen Würde nicht gemäß, mit den eigenen Staatsdienern und Unterthanen in Vertraulichkeit zu leben *).

Seine Gesellschaft in Rheinsberg, bestand aus einem gewissen **Chasot**, einem französischen Offizier, und witzigen Kopf — aus **Kayserling**, einem kurländischen Edelmann, und französischen Versmacher — aus einem gewissen geflüchteten Franzosen, mit Namen **Jordan**, der den Prinzen mit seinen spaßigen Einfällen amüsirte — **Knobelsdorf**, der aber weniger spaßhaft war, hatte die Aufsicht über die Gebäude und Gärten.

Man hatte auch Generäle, um vom Krieg zu reden; gute Tonkünstler, um schöne Konzerte zu machen, und herrliche Maler, die Zimmer zu verzieren.

Der Morgen wurde den Wissenschaften gewidmet, der Abend gehörte dem Vergnügen.

Friedrich schildert seine Lebensart zu **Rheinsberg** in folgenden Versen **)

Là, sous un ciel serein, assis au pied des hêtres
Nous étudions Wolf, en depit de nos prêtres
Les graces et les ris ont accès en ces lieux,
Sans pourtant excepter aucun des autres Dieux.

Tantôt

*) Erster Band Seite 12.
**) Vie de Freder. Tom. IV. p. 294.

Tantôt quand nous sentons bouilloner nôtre verve
Nous chantons en l' honneur de Mars et de Minerve;
Tantôt le verre en main nous célébrons Bacchus
Et la nuit nous payons nos tributs à Vénus.

Dort studieren wir, unter einem heitern Himmel, an Buchbäumen hingelagert, den Priestern zum Truz, den Wolf — Die Grazien und Scherze haben hier freyen Zutritt, ohne aber die übrigen Gottheiten auszuschliessen — Fühlen wir uns zur Dichtkunst begeistert, so singen wir bald zu Ehren des Kriegsgottes und Minervens, und feyern bald, den Becher in der Hand, das Fest des Bachus — Bey Nacht opfern wir der Göttin der Liebe. — — —

Lezteres wird, wenigstens von Seiten Friedrichs, mit philosophischer Enthaltsamkeit geschehen seyn.

Friedrich fühlte wohl, daß man sich Philosophen, Dichter und andere grosse Gelehrte, zu Freunden machen müsse, wenn man gerühmt seyn will. Ruhmsucht und Ehrgeiz waren nun seine Hauptleidenschaft, und um so gränzenloser, da Liebe und Wollust ihr nicht mehr das Gleichgewicht hielten.

Er schrieb an die Matadors der damaligen Literatur. — Wolf, Rollin, Maupertuis, Algarotti, Voltär und mehr andere, wurden von ihm mit

mit den schmeichelhaftesten Briefen, mit Komplimenten und übertriebenen Lobsprüchen gleichsam bombardirt.

Er schikte ihnen Briefe in Versen und Prose, metaphisische, historische und politische Abhandlungen.

Es kizelte die Philosophen, sich von einem Kronprinzen gelobt zu sehen. Sie antworteten ihm, wie ungefähr ein entzükter Liebhaber an seine Mätresse schreibt. Sie nannten ihn einen grossen Philosophen und Dichter. Voltär hieß ihn den Salomo aus Norden, und das alles, weil auf Friedrich ein Thron wartete, und weil er Voltären, den größten Philosophen des Jahrhunderts, und den ersten Poeten der Welt genannt hatte.

Es ärgerte *) Voltären in der Folge, daß diese abgeschmakten Narrheiten, wie er sie nennt, in der Sammlung seiner Werke abgedrukt worden; indessen blendeten diese Lobsprüche halb Europa, und die Welt erstaunte über einen Kronprinzen, der Verse machte, und ein Philosoph war.

Der alte König aber dachte ganz anders. Er konnte nicht leiden, daß sein Sohn mit Gelehrten und Philosophen umging. Er hieß sie die Verführer des Prinzen. Wenn ihn das Podagra anfiel, drohte er die ganze Gesellschaft von schönen Geistern und Philosophen nach Spandau zu schicken. Diese Drohungen jagten der jovialischen Gesellschaft öfters solche

*) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 23.

solche Aengsten ein, daß **Friedrich** seine ganze Beredsamkeit anwenden mußte, um zu verhindern, daß ihm seine Philosophen und schönen Geister nicht davon liefen. *).

Kurz vor seines Vaters Tode schrieb Friedrich wider die Grundsätze des *Machiavells*.

Seines Vaters Betragen hatte ihm wider die despotische Gewalt einen Widerwillen beigebracht: er lobte also damals von ganzem Herzen die Gerechtigkeit und Sanftmuth, und erkannte jede widerrechtliche Anmaßung fremder Güter für ein Laster. Wir werden in der Folge sehen, daß dieser Prinz als König sehr oft die Grundsätze des Autors annahm, den er hier widerlegte.

Voltär drückt sich hierüber weitläufiger aus.

„Er hatte mir sein Manuskript nach Brüssel „geschikt, sagt er, um es auszubessern und drucken zu „lassen. Ich hatte damit einem holländischen Buch„händler van Düren, welcher der gröste Betrieger sei„ner Art war, ein Geschenk gemacht **). Endlich „fühlte

*) Vie de Freder. Tom. I. pag. 26.

**) Das ist wohl nicht sehr wahrscheinlich, daß Voltär einem Buchhändler mit einem Manuskript, und vorzüglich mit so einem Manuskript ein Geschenk machte; wohl aber ist zu vermuthen, daß dieser Buchhändler dem Voltär dieses Manuskript sehr theuer bezahlte, und daß dieser lieber wider den Auftrag des Königs das Werk drucken lassen, als das Geld zurük geben wollte. A. d. H.

„fühlte ich einige Gewissensbisse, diesen Antima=
„chiavell drucken zu lassen; da der König von Preus=
„sen, der Millionen in seinen Kisten hatte, eben um
„diese Zeit den armen Lüttichern durch den geheimen
„Rath Rambonet eine Million abnehmen ließ. Ich
„dachte, daß mein Salomo sich in Zukunft nicht da=
„mit begnügen werde. Sein Vater hatte ihm 66400
„Mann hinterlassen; er vermehrte ihre Zahl, und
„schien Lust zu haben, sich ihrer bei erster Gelegenheit
„zu bedienen. Ich stellte ihm daher vor, daß es viel=
„leicht nicht schiklich sein würde, sein Buch gerade
„zu einer Zeit drucken zu lassen, wo man ihm den
„Vorwurf machen könnte, daß er selbst die Grundsäze
„desselben übertrete. Er erlaubte mir, die Ausgabe
„zu verhindern. Ich ging deswegen nach Holland,
„um ihm diesen kleinen Dienst zu leisten; aber der
„Buchhändler foderte so viel Geld, daß der König,
„welcher im Grund des Herzens nicht böse war, ge=
„drukt zu werden, es lieber umsonst sein wollte, als
„so viel zu zahlen, um es nicht zu sein."

Der Antimachiavell wurde also gedrukt.

Im Jahr 1738 ging der alte König mit dem Erb=
prinzen nach Loo, um den Prinzen von Oranien
zu besuchen.

Auf dieser Reise wurde Friedrich zum Freimaurer.
Sein Vater sprach während der Tafel sehr unglim=
pflich von diesem Orden; das machte dem Prinzen, der

gern

gern seinem Vater entgegen handelte, gerade Lust, sich aufnehmen zu lassen. Er entdekte sich dem Grafen v. Bükeburg. Dieser veranstaltete es, daß Friedrich auf seiner Reise durch Braunschweig in einer eigens von Hamburg verschriebenen heimlichen Loge aufgenommen wurde. Zum Glük erfuhr sein Vater nichts davon, sonst wären die Glieder dieser ehrwürdigen Loge nicht sicher gewesen, gehangen zu werden.

Im ersten Jahr seiner Regierung hielt er als Meister vom Stuhl, zu Charlottenburg eine prächtige Loge, und nahm den Prinzen Wilhelm von Preussen, den Markgrafen Karl von Brandenburg, und den Herzog von Holstein zu Lehrlingen auf.

Sein Geschichtschreiber, Herr Fischer, bedauert sehr, daß Friedrich, der schon so weit in der Freimäurerei vorgerükt war, nicht vollends bis zum Großmeisterthum aller deutschen, oder wenigstens der preußischen Logen fortgeschritten sei. —

Ich zweifle sehr, ob der Orden diesen Wunsch unterschreiben werde.

Obschon Friedrich Freimaurer war, so wollte er doch ausserhalb der Loge nicht dafür angesehen sein.

Ein Tapezierer, der eines Tags in den königlichen Zimmern arbeitete, wollte sich dem König als Maurer zu erkennen geben; allein **Bruder Friedrich** kehrte dem **Bruder** Tapezierer den Rücken — und ging fort.

Während dem Bairischen Erbfolgekrieg sezten einige Mäurer in ihrer Zuschrift an den König, Zei-

chen, Titel und Grade bei. Der König schikte *) ihre Zuschriften an den Polizei-Lieutenant, und ließ ihnen untersagen, sich je wieder dieser Titel gegen ihn zu bedienen.

König Wilhelms podagraische Umstände verwandelten sich in eine Wassersucht. Mit Anfang des Jahres 1740 war seine Krankheit schon sehr gefährlich, und gegen den Mai, war alle Hofnung hin.

In der Nacht vom 26 bis zum 27 Mai brachte ein Eilbote dem Kronprinzen die Nachricht, daß es um den König schlechter als jemals stünde. Der Prinz eilte nach Potsdam; fand aber seinen Vater besser als er sich einbildete. Der alte König saß in seinem Armstuhl, und sprach mit so viel Feuer und Thätigkeit, als wäre er nie krank gewesen.

Friedrich glaubte schon, daß ihn seine Freunde, die ihm den Eilboten schikten, zum Besten **) gehabt hätten, als sich bei seinem Vater neue Ueblichkeiten einstellten.

König Wilhelm fühlte nun selbst, daß sein Ende heran nähere: er ließ also zween Geistliche kommen, und beichtete seine Sünden.

Vorzüglich klagte er sich an, daß er im Zorn öfters große Ungerechtigkeiten ausgeübt habe; doch tröstete

*) Vie de Fred. I Tom. pag. 160.

**) Le prince crut qu'on s'étoit moqué de lui. Vie de Fred. p. 27.

tröstete er sich mit den Gedanken, daß er nie einen Ehebruch begangen *), und die Geistlichkeit in Ehren gehalten. Die zween Diener Gottes bestärkten ihn in seinem Vertrauen, und König Wilhelm hofte den Himmel.

Am 31 Mai nahm er von seiner Gemahlin und Kindern Abschied, ließ sich darauf noch an das Fester fahren, um die Wachparade anzusehen, und starb kurz darauf mit den Worten: **O Eitelkeit! o Eitelkeit!**

Zween Täge vor seinem Tode sagte er die Art, wie er begraben sein wollte, in die Feder.

Ich glaube meinen Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn ich ihnen im folgenden Abschnitt dieses komische, dem wunderlichen Karakter dieses Königs ganz angemessene, Aktenstük mittheile.

Mein lieber Sohn! **)

„Ich ertheile euch hier die Vorschrift, wie ihr „mit meinem Körper zu verfahren habt, wenn der „Allerhöchste mich von dieser Welt abruft. 1) Sobald „ich todt bin, muß man meinen Körper abwaschen, „ihm ein weisses Hemd anziehen, und auf ein hölzer„nes Bret ausstrecken. Darauf barbiert und reinigt

*) Ebendaselbst.
**) Vie du Roi. Tom. I. pag. 172.

„man mich, und dekt mich mit einem Tuche zu. In „diesem Zustande läßt man mich vier Stunden.“

„(2) Dann wird mein Körper in Gegenwart „des Generallieutenant von Buddenbrok, des Ober„sten Derschau, des Obristlieutenants v. Einsiedel, „des Majors v. Bredow, der Hauptleute v. Prinzen „und Hake, des Lieutenants v. Winterfeld, aller „Aerzte und Regimentsfeldscherer, die sich in der „Stadt befinden, und meines Kammerdieners eröff„net. Man wird sorgfältig untersuchen, an welcher „Krankheit ich gestorben, und in welchem Zustand „sich alle Theile meines Körpers befinden. Ich ver„biete ausdrüklich, keinen Theil meines Körpers zu „trennen; man wird nur dafür sorgen, so viel mög„lich, Wasser und andere Feuchtigkeiten herauszulas„sen; nach diesem wascht man mich sauber ab, und „zieht mir mein bestes Kleid an.“

„(3) Bei meinem Tode giebt man die Uniformen „und die neuen Hüte her. Den folgenden Tag ver„sammelt man mein Regiment, und läßt die Batail„lons formiren. Das erste Bataillon macht die „Front gegen das Schloß: der rechte Flügel dehnt „sich gegen die Seite des Flusses, wo die Mauer „anfängt; darauf folgt das 2te Bataillon, und das „dritte hinter dem 2ten. Alles wird vollständig seyn, „und jeder Grenadier bekömmt 2 Patronen. Die „Fahnen werden mit Flor, und die Trommeln mit „schwarzem Tuch umzogen. Die Pfeifer und Ho„boi-

„boisten erhalten ebenfalls Flöre. Jeder Offizier hat „um Arm und Hut einen Krausflor.“

„(4) Der Leichenwagen, der aus den Marställen von Berlin zu nehmen ist, wird gegen die grüne „Treppe gestellt. Die Köpfe der Pferde sind gegen „den Fluß gerichtet. — Acht Hauptleute werden mich „nach der Trauerkarosse tragen, und dann wieder zu „ihren Divisionen zurükkehren. Eben diese acht „Hauptleute nehmen mich wieder aus dem Wagen, „und bringen mich nach der Kirche.“

„(5) Sobald der Zug angeht, bereitet sich das „Regiment zum Marsch. Die Tambours schlagen „den Todtenmarsch, und die Hoboisten spielen das „bekannte Lied: **O Haupt voll Blut und Wunden.** Darauf rükt der Leichenwagen bis zur eisernen Thüre vor. Dort macht er Halt. Das ganze „Regiment defilirt vor dem Wagen. Das erste Bataillon stellt sich vor die Kirche; dann kömmt das 2te „und dann das dritte. Sobald sie defilirt haben, „geht der Zug weiter. Meine zween Söhne, Wilhelm und Heinrich, bleiben beim Regiment. Ihr, „als mein Erstgeborner Sohn, werdet mit dem kleinen Ferdinand nach der Ordnung hinter dem Wagen hergehen, so wie alle Generals und Offiziere, die „sich gegenwärtig befinden, und die, da sie nicht vom „Regiment sind, dem Zug folgen wollen.

„(6) Dann wird durch die 8 Hauptleute meines „Regiments, wovon ich schon geredt habe, mein Leichnam in die Kirche getragen; und sie werden zur

„Thüre hineingehen, durch die ich immer zur Kirche „zu gehen pflegte. Auf den Sarg legt man meinen „schönsten Kommandodegen, meine schönste Scherpe, „ein Paar vergoldte Sporen, und einen vergoldten „Helm. Dies alles findet man in meinem Zeughaus. „Wenn mich die Hauptleute auf beschriebene Art „in die Kirche gebracht haben, wird der Sarg, et= „was vorwärts der Kuppel, niedergesezt; dann ma= „chen die Hoboisten und die Orgel ein Musikstük von „der Komposition des Organisten Sidon. Die „Hauptleute, die mich trugen, sind indessen wieder zu „ihren Divisionen zurükgekehrt. Einige Generale „und Staabsoffiziere werden mir wohl die lezte Ehre „erweisen, und mich in die Gruft bringen. Dann „werden vier Kanonen, die man von Berlin kommen „läßt, und die gegen die Plantage gerichtet sind, „zwölfmal Schuß auf Schuß abfeuern."

„(7) Ich verbiete, mir eine Leichenrede zu hal= „ten; wann aber das Abfeuern vorüber ist, gehen die „Bataillons auseinander. Die Grenadiers bringen „die Fahne, wohin ihrs befehlen werdet, mein Sohn; „die Compagnien marschiren nach dem Quartier ih= „rer Hauptleute. Man giebt jedem Grenadier zwey „Groschen, wie zur Exerzierzeit."

„(8) Abends wird allen Generälen, allen Offi= „zieren von meinem Regiment, und den fremden Offi= „zieren, die dem Leichenbegängnisse beiwohnten, im „grossen Gartensaal ein Fest gegeben. Man wird „das beste Faß Rheinwein anstechen, daß ich in mei=

„nem

„nem Keller habe, und bei diesem Mahl nichts als „guten Wein trinken."

„(9) Nach 14 Tagen hält man mir in allen Kir„chen meines Staats eine Leichenrede, wo man zum „Text nehmen wird: Ich habe einen guten „Kampf gekämpft. (bonum certamen certavi.) „Ueber diesen Text predigt man Vormittags; dann „singt man das Lied: Wer nur den lieben Gott „läßt walten. Von meinem Leben, meinen Thaten, „und allen Persönlichkeiten wird kein Wort gesagt. „Aber man sagt dem Volk, daß ich als ein großer „Sünder starb, und daß ich Gott um Verzeihung „gebeten habe. Kurz ich will nicht, daß man mich „in diesen Leichenreden herabsetze; aber auch nicht, „daß man mich lobe."

„(10) Meine Diener bekommen keine Trauerklei„der, sondern nur einen Flor auf den Hut. Uebri„gens wird meinetwegen keine andere Ceremonie ge„macht. Ich zweifle nicht, mein lieber Sohn, daß ihr „meinen lezten Willen, getreu und mit der größten Ge„nauigkeit erfüllen werdet. Uebrigens bin ich bis in den „Tod, euer getreuer Vater und wohlgewogner König." Potsdam den 29sten Mai 1740.

Friedrich Wilhelm.

Friedrich blieb nicht ganz bei der Vorschrift seines Vaters. Er befahl der Universität in Halle, daß sie dem verstorbenen König mit großer Feyerlichkeit eine Lobrede halte. Der Doktor Baumgarten

mußte eine Trauerkantate dichten, die Graun in Musik sezte. Man ließ drei Sänger von Dresden kommen, um sie abzusingen — Kurz Friedrich wollte wenigstens vor dem Volke zeigen, daß ihm der Tod seines Vaters nahe ging.

Friedrich bestieg den Thron. Die Damen träumten einen glänzenden Hof, geschmükt mit allen Reizen des zwanglosen Witzes, der griechischen Eleganz, und allen Annehmlichkeiten, die Künste und Wissenschaften hervorbringen. Das Volk hofte auf eine Verminderung der Abgaben, auf Herabsetzung des Kriegsstandes und eine freigebigere Regierung. Die schönen Geister von Rheinsberg, saheu in ihrer Einbildung lauter goldene Tage vor sich. Einige weinten vor Freuden; Kaiserling wollte vor Entzücken zum Narren werden.

Alle betrogen sich in ihrer Erwartung. Der König war eben so sparsam als sein Vater. Seine Tafel, mit Inbegrif des Domestiken- und Offiziertisches, wurde jährlich mit 12000 Thalern *) unterhalten. Sein Kammerdiener war zugleich Obersthofmeister und Oberstmundschenk. Die Armee wurde mit einigen

*) Die Lebensmittel wurden nach der Hand theurer, und doch sollte die Summe auslangen. Küchenschreiber, die ihm deswegen Vorstellungen machten, wurden abgedankt, und einer sogar nach Spandau geschikt. S. Büsching Seite 13.

gen Regimentern verstärkt. Die schönen Geister zu Rheinsberg wurden zwar befördert, allein sie mußten arbeiten und sich nützlich machen.

Jordan wurde geheimer Rath; er hatte aber einen ausgebreiteten Geschäftskreis, und mußte die wenigen hundert Thaler sauer verdienen.

Kaiserling wurde Oberster und Flügeladjutant; man zwang *ihn* aber, sich im Ernst auf das Kriegshandwerk zu verlegen; und das war schwerer, als Versemachen. —

Chasot bekam ein Jägerkorps. Kurz der Busenfreund Friedrich handelte nun mit seinen Freunden als König. Das heißt: er suchte von ihren Talenten so viel Nutzen zu ziehen, als möglich war.*)

Wilhelm, der bekanntermassen ein grosser Geizhals war, gab seinem Sohn sehr wenig Geld; indessen foderte das Leben, das er mit seinen schönen Geistern zu Rheinsberg führte, grossen Aufwand. Friedrich sah sich also gezwungen, von allen Seiten Geld aufzunehmen. Es fanden sich auch Leute genug, die ihm theils selbst borgten, theils Geld aufbrachten. Unter diesen war sein Freund, Suhm, der für ihn so gar in Rußland einige Summen negocirte.

Allein, kaum war Friedrich König, so wollte er von diesen Schulden nichts mehr wissen. Er fertigte seine

*) Vie de Fréd. Tom. I. pag. 186.

seine Gläubiger mit dem Bescheid ab: Ich will euch lehren, einem Kronprinzen Geld zu leihen. Einige wenige entschädigte er durch Anstellung; die meisten aber verloren alles.

Herr Fischer lobt ihn zwar deswegen, und glaubt, daß Friedrich durch diese Handlung seinen grossen Geist auf einer erhabnen Seite, und eine Scharfsichtigkeit, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu betrachten, gezeigt habe*) -- Ich aber finde weder grossen Geist, noch Scharfsichtigkeit darin, wenn man seine Schulden nicht bezahlt, und glaube, daß es einem König immer mehr Ehre mache, wenn er Wort hält.

Auch viele seiner alten Lieblinge, blieben unbelohnt; indessen erhob er doch den Kammerpräsidenten v. Münchow in den Grafenstand; weil es vielleicht weniger kostete, einen Grafen zu machen, als Pensionen zu geben. Schwerin und Katt wurden Grafen und Feldmarschalls, und die arme Mätresse**) die seinetwegen durch den Henker gestäupt ward, und damals an den Verwalter des Fiakeramts in Berlin, verheurathet gewesen, erhielt eine Pension von hundert Thalern, die ihr allezeit richtig bezahlt wurden — Sie nannte sich Madam Schommers, war ein langes hageres Weib***), das einer Sibille glich, und gar nicht das Ansehen hatte, die Gnade verdient zu haben, eines Prinzen wegen****) gestäupt zu werden. Fried-

*) Fischers Geschichte 1ter Band. Seite 25.
**) Vie de Fréd. Tom. I. p. 167.
***) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 71.
****) ebendaselbst.

Friedrich Wilhelm hinterließ seinem Sohne eine Bevölkerung von 2,240,000 Menschen — 12 Millionen Staatseinkünfte und einen Schaz von 72 *) Millionen.

Dieser Schaz sollte eigentlich das Grundvermögen der Armee ausmachen, aus dem sie ihren Unterhalt zu beziehen hatte, wenn durch einen äussersten Unglüksfall das ganze Land in Feindes Gewalt käme**).

Auf jedes Tausend Mann war eine Million gerechnet, und so oft sich der Schaz um einige Millionen vermehrte, so oft wurde auch die Armee um einige Regimenter verstärkt; der Bürgerstand aber (könnte man sagen), um diese Millionen ärmer.

Ausser dem grossen Schaz fand Friedrich auch wohl versehene Zeughäuser; Festungen, die in dem besten Vertheidigungsstand waren, und ein Kadetenkorps, das ihm im Nothfall ***) halbgebildete Offiziere lieferte.

Die Polizey war in der besten Verfassung; denn sie war nach der Pariser-Polizei geformet — Das Finanz-

*) Wir haben schon oben gelesen, daß Friedrich in seinen hinterlassenen Schriften von diesen Summen sehr abweiche.
A. d. A.

**) Fischer erster Theil Seite 41 — Ich bin aber der Meinung, daß es, im Fall das ganze Land einmal in Feindes Händen war, auch um die Armee und um den Schaz übel würde ausgesehen haben.
A. d. H.

***) Vie de Fréd. Tom. I. pag. 32.

Finanzsistem stand auf solidem Fuß, das heißt: die Kanäle waren so angelegt, daß immer mehr Millionen in die Schazkammer flossen; und die Justizpflege war unverbesserlich; denn sie war militärisch, und die Präsidenten und Räthe standen unter dem spanischen Rohr.

So befand sich der Staat, als Friedrich den Thron bestieg. Er fühlte, daß sein Vater auf festem Grund gebauet habe; denn er fand schöne Millionen im Schaz, und bei 80,000 wohlgeübter Truppen auf den Beinen.

Herr Fischer sagt*), daß Friedrichs göttliches Genie dazu gehörte, um hier noch Unvollkommenheiten zu entdecken, und Verbesserungen anzubringen.

Er änderte manches in der Kriegsübung — dankte das Potsdamer-Riesenregiment ab, wovon er nur ein Bataillon zur Leibgarde behielt; auch mit der Reuterei wurden Abänderungen vorgenommen. Sein Vater liebte den Frieden, weil er seine schönen Soldaten und seine Millionen liebte; der beste Krieg aber Leute und Geld kostet — — Friedrich hingegen war von der Richtigkeit der Beobachtung überzeugt**), daß die besten Uebungen in Friedenszeiten zur Bildung eines guten Soldaten nicht hinreichen, und daß es schlechterdings nöthig sei, ihm Gelegenheit zu verschaffen, sich in ernstlichen Aktionen zu zeigen.

Der

*) Erster Theil. Seite 42.

**) Fischer erster Theil. Seite 43.

Der Saz mag ganz richtig sein; nur läßt sich die etwas sonderbare Schlußfolge daraus ziehen: daß jeder Staat, dessen Grundsistem militärisch ist, von Zeit zu Zeit mit irgend einem Nachbar einen Krieg anfangen müsse, und das blos aus dem Grund: damit seine Soldaten nicht aus der Uebung kommen.

Eine gewis naive Kriegserklärung wärs, worin es blos hieß: Ich habe zwar mit Euer Liebden bisher im beßten Vernehmen gelebt, und möchte gern noch länger dieses gute Einverständnis unterhalten; allein ich sehe mich genöthiget, Euer Liebden in ihr Land zu fallen, damit meine Soldaten nicht aus der Uebung kommen.

Wie wir in der Folge sehen werden, wartete König Friedrich nur auf gute Gelegenheit, diesen Saz in Ausübung zu bringen.

Die ersten zwei Monate von Friedrichs Regierung verflossen unter verschiedenen neuen Einrichtungen und andern Staatsgeschäften. Der Landgraf von Hessenkassel war mit dem Churfürsten von Mainz in einen Streit verwickelt. Der König schrieb dem Kurfürsten, daß er dem Landgrafen beistehen werde, und alsogleich ward der Kurfürst zu billigern und christlichern Gesinnungen umgestimmt*).

Fried-

*) Vie de Fréd. Tom. I. pag. 201.

Friedrich wollte ein aufgeklärtes Volk, und erlaubte daher eine uneingeschränkte Denk- und Preßfreiheit. Er rief **Wolfen** zurük, dem er bald die gröste Hochachtung bezeigte, bald aber sich über ihn lustig machte*).

Bei dieser Rükberufung war aber zugleich etwas Eigennuz. Der König glaubte, **Wolf** werde eine gute Zahl von vornehmen und bemittelten Studenten mit sich nach Halle ziehen**).

Maupertuis wurde Präsident der Akademie, und **Euler** Direktor der mathematischen Klasse. So sehr er aber die Aufklärung liebte, so besorgte er doch, daß zu viel Licht den Militärgeist verderben möchte, wovon Thätigkeit, Mäßigkeit und Subordination die Hauptbestandtheile sind: Friedrich entwarf sich also zween Plane: Er wollte nemlich seine Unterthanen als **Vater**, und seine Soldaten als **Despot*****) beherr-

*) Vie de Fréd. Tom. I. p. 200. In seinen hinterlassenen Schriften sagt er vom Wolf, daß er blos Leibnizens Sistem widerkaute.

**) Büsching über Fried. Char. Seite 43.

***) Der französische Verfasser von Friedrichs Leben, erzählt uns Seite 211 eine schaudervolle Anekdote von diesem Despotismus. Im ersten schlesischen Krieg war es in einer gewissen Nacht bei Lebensstrafe verboten Licht im Lager zu haben. Der König ging beim Zelt des Hauptmanns Zietern vorüber und erblikte Licht. Der Unglükliche hatte eben an seine geliebte Gemahlin geschrieben, und war im Begrif den Brief zu versiegeln — **Wißt ihr nicht den Befehl? fragte** der König, indem er in das Zelt trat. Der Hauptmann warf

herrschen. Er blieb aber in der Folge diesem Plan nicht immer getreu, und behandelte auch seine Civilisten und Geistlichen auf gut militärisch.

Friedrich machte nun eine Reise nach Preussen und Westphalen, um sich dort huldigen zu lassen. Auf dieser lezten Reise kam ihm die Lust, inkognito nach Paris zu gehen. Er nahm den Namen *Dufour* an, und gab sich für einen böhmischen Grafen aus; sein Bruder Wilhelm nannte sich einen Grafen von Schafgotsch. Sie kamen aber nur bis Strasburg.

Er besuchte da den Marschall von Broglio, besah die Festungswerke und andere Sehenswürdigkeiten. Als er zur Wachparade ging, wurde er von einem Soldaten erkannt, der vormals in preußischen Diensten war — Das verdroß den König; er verließ Straßburg, und dachte nicht weiter an Paris.

Von Strasburg ging der Weg nach seinen Staaten in Niederdeutschland.

Voltär sagt, daß die Lütticher dem König seine Reisekosten bezahlten, und erzählt uns seine Zu-

sammen-

warf sich ihm zu Füssen, und gestand seinen Fehler. Sezt euch, fuhr der König fort, und schreibt noch zu dem Brief, was ich euch angebe — Der Hauptmann gehorcht, und Friedrich sagt ihm die Worte in die Feder: morgen werd ich auf dem Schafot sterben. Zietern wurde auch wirklich den folgenden Tag hingerichtet — — — — A. d. H.

sammenkunft, die er, zwei Meilen von Cleve, mit dem König hatte, mit seiner ihm eigenen Laune*).

„Ich ging (so sind Voltärs Worte) dem König „meine unterthänige Aufwartung zu machen. Mau„pertuis, der schon seine Aussichten hatte, und von „der Sucht, Präsident einer Akademie zu sein, beses„sen war, hatte sich selbst aufgeführt, und wohnte „mit Algarotti und Kaiserling auf einem Korn„boden dieses Pallastes.

„Ich fand am Hofthor eine Schildwache, welche „die ganze Garde ausmachte. Der geheime Rath „und Staatsminister Rambonet spazierte im Hof „herum, und blies in die Hände. Er trug lange „Manschetten von schmutziger Leinwand, einen durch„löcherten Hut, und eine alte Magistratsperüke, wo„von ein Flügel bis in die Rocktasche hieng, der an„dere aber kaum die Schulter bedekte. Man sagte „mir, daß diesem Manne ein wichtiges Staatsge„schäft wäre aufgetragen worden; und es war „wirklich so."

„Ich wurde in das Zimmer Sr. Majestät ge„führt, und fand nichts als vier weisse Wände. „Durch den Schein einer Wachskerze wurde ich „in einem Kabinet ein kleines dritthalb Schuh „breites Ruhebette gewahr, auf welchem ein kleiner „in einen Schlafrok von grobem blauen Tuch einge„wikelter Mann lag. Es war der König, der in

*) Vie de Fréd. Tom. I. pag. 204.

„einem heftigen Fieberanfall unter einer schlechten „Oberdecke schwizte und zitterte.“

„Ich machte ihm meine Verbeugung, und fieng „damit an, daß ich ihm den Puls grif, als wär ich „sein Leibmedikus. Wie das Fieber vorüber war, „kleidete er sich an, und ging zur Tafel. Algarot- „ti, Kaiserling, Maupertuis und der Minister „des Königs bei den Generalstaaten, wir waren beim „Supe, wo von Unsterblichkeit der Seele, von Frei- „heit, und von Platons Zwittern gesprochen wurde.“

„Während dieser Zeit bestieg der geheime Rath „Rambonet ein Miethpferd, ritt die ganze Nacht, „und kam am andern Morgen bei den Thoren von „Lüttich an, wo er im Namen seines Königs in „Unterhandlung trat, indessen 2000 Mann von „Wesel die Herrschaft Horn in Kontribution sezten, „und auf Kosten des Bischofs lebten.

„Diese schöne Expedition hatte einige Rechte „zum Vorwand welche der König auf eine Vor- „stadt *) zu haben vorgab. Er trug mir auf, an

*) Der König behauptete die Landeshoheit der Baronie Herstall. Die Unterthanen verweigerten ihm die Huldigung, und der Bischof, der nur mit einem Poeten zu thun haben glaubte, unterstüzte sie in ihrer Huldigungsverweigerung. Die Sache kam vor den Reichstag, bis endlich ein Vergleich bewirkt, und die Landeshoheit für 150,000 Thaler dem Bischof überlassen wurde.

A. d. H.

„einem Manifest*) zu arbeiten, und ich machte ein „so ziemlich mittelmäßiges; denn ich zweifelte nicht, „daß ein König, mit dem ich supirte, und der mich „seinen Freund nannte, jederzeit Recht haben müsse. „Die Sache wurde bald vermittels einer Million**), „die er in vollwichtigen Dukaten forderte, beigelegt.“

Nach dieser Reise wollte Friedrich den Rest des Jahres in Rheinsberg zubringen, um dort die alten Studien wieder vorzunehmen, und sich von der ihm auf seiner Reise nach Westphalen zugestossenen Unpäßlichkeit zu erholen.

Allein Kaiser Karl der Sechste starb, und Europa bekam eine andere Gestalt.

Durch die pragmatische Sanktion, und noch mehr durch die natürlichen Rechte, war Marie Theresie die Erbin von den weiten Staaten ihres Vaters.

Die Grösse Oesterreichs war für die benachbarten Mächte schon lange ein Gegenstand beständiger Unruhe und Eifersucht. Vorzüglich war es ein Grundsaz des Burbonischen Hauses, Oesterreichs Macht zu schwächen, seine Staaten zu zertrümmern, und die Kaiserwürde davon zu trennen.

Kaiser Karl sah vor, daß seine Erbin mit diesen Feinden zu kämpfen haben würde: daher bemühte

*) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 32.

**) Laut vorhergehender Note waren es nur 150,000 Thlr. A. d. H.

mühte er sich die meisten europäischen Mächte, selbst Frankreich und Spanien als Garanten der pragmatischen Sanktion zu gewinnen.

Der gute Kaiser rechnete auf solche Garantien; und doch giebt es nur zwei Mittel regierende Herren an ihr Wort zu binden: eine volle Schazkammer und eine gute Armee.

Freilich hatte der Kaiser, um sich beides zu verschaffen, in den Jahren 1735 und 1739 mit dem Opfer von Sizilien und Neapel, einem Theil der Lombardie, Servien, Wallachei und Belgrad den Frieden erkauft; allein es gehörten Jahre dazu, um sich zu erholen. Bei seinem Tode war der unglükliche Türkenkrieg kaum geendiget; die Truppen waren hin, und die Hilfsquellen erschöpft.

Die eifersüchtigen Mächte konnten also keinen günstigern Zeitpunkt finden, ihre Absicht gegen Oesterreich auszuführen.

Die gegebene Garantie sezte sie nicht in die geringste Verlegenheit. Wo giebt es einen Vertrag der sich nicht zu seinem Vortheil auslegen läßt *), wenn man es mit einer geschwächten Macht zu thun, und Truppen und Geld hat?

Kaiser Karl hatte kaum die Augen geschlossen, so traten schon von allen Seiten Prätendenten auf.

Der König von Spanien forderte sämmtliche Erbländer des Hauses Oesterreich, und bemühte sich, wenigstens die italienischen Besitzungen zu erlangen.

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 38.

Er gründete seine Ansprüche auf einen Vertrag zwischen Kaiser Karl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten, vermög dessen alle österreichischen Staaten an die Krone Spaniens gelangen sollten, so bald die männlichen Erben dieses Hauses ausgestorben wären.

Karl Churfürst von Baiern, (eigentlich nur das Instrument von Frankreich) behauptete ebenfalls, daß die ganze Erbschaft ihm angehöre, und griff zu den Waffen. Er gründete seine Ansprüche auf das Testament von Kaiser Ferdinand dem Ersten, dessen älteste Tochter Albert den Fünften von Baiern geheurathet hatte. Vermög dieses Testaments sollte die weibliche Linie dieses Hauses von der Erbfolge ausgeschlossen sein, und sämmtliche österreichische Staaten an die Nachkömmlinge von Alberts Gemahlin heimfallen.

August der Dritte König von Polen machte Ansprüche auf Oesterreich, weil er eine Tochter vom Kaiser Joseph zur Gemahlin hatte; und der König von Sardinien verlangte Mailand.

Während diese Mächte ihre Ansprüche auseinander sezten, und geltend zu machen suchten, nahm Friedrich der Zweite einen viel kürzern Weg.

Er glaubte, daß dies der Zeitpunkt wäre, mit seinen 80000 Mann einen Versuch zu machen. Oesterreich war ohne Vertheidigung, sein Finanzzu-

stand

stand war in äusserster Zerrüttung; kurz, die politische Lage der Dinge begünstigte ganz besonders die Ausführung seiner Plane.

Kaiser Karl der Sechste starb im Oktober und im Dezember stand König Friedrich schon mit 30000 Mann in Schlesien.

Seine eigene Truppen wußten nicht, wohin er sie führte, bis er ihnen beim Einmarsch in Schlesien durch ein Patent das Räthsel aufschloß.

*) „Da Schlesien, so heißt es darin, die Vormauer von Brandenburg ist, so hat man die Absicht, diese Provinz in Verwahrung zu nehmen, „und sie wieder diejenigen zu vertheidigen, die auf „die Erbfolge Oesterreichs Anspruch machen sollten. „Man sezte noch hinzu, daß der König weit davon „entfernt, die Königin von Ungarn durch diesen „Schritt zu beleidigen, vielmehr die engste Freundschaft mit ihr zu unterhalten suche, und bereits „dieserwegen mit ihr in Unterhandlung wär.

Man wußte damal noch nicht, daß Friedrichs Wahlspruch: *beati possidentes* war**), und fieng wirklich an, die Großmuth des Königs zu bewundern, der Muth genug hatte, sich für die Rechte einer jungen, von allen Seiten verlassenen Prinzeßin zu erklären.

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 41.

**) Unter den lateinischen Sprachschnitzern und Lieblingssprüchen des Königs war auch das *beati posedentes*. S. Büsching, S. 33.

Frankreich wurde anfänglich selbst getäuscht, und der Marquis von Beauveau, so wie Voltär *), dem er drei Monate vorher einen Brief schrieb, worin er Frankreich als den Erbfeind und Räuber von Deutschland betrachtet, waren sicher der Meinung, daß sich Friedrich zu Gunsten Theresiens gegen Frankreich erklären würde.

Doch Friedrich legte bald die Maske der Großmuth ab. Seine Truppen waren schon in Schlesien **), als sein Gesandter in Wien Graf von Gotter der Königin von Ungarn Vergleichsvorschläge machte.

Hier ist die merkwürdige Instruktion, die der König seinem Gesandten ertheilte: sie kann zugleich einen Begriff geben, wie ungefähr Friedrich die auswärtigen Staatsgeschäfte durch seine Gesandten behandeln ließ.

***) „Ihr werdet dem dasigen Hofe sagen, daß „ich 1) bereit bin, die deutschen Staaten des Haus „Oesterreichs mit ganzen Kräften wider alle Angriffe „zu vertheidigen. 2) Daß ich in dieser Rüksicht „mit dem Wienerhof, mit Rußland und den See„mäch-

*) Geheim. Nachrichten zu Voltärs Leben, S. 37.

**) Friedrich sagt im ersten Band seiner hinterlassenen Werke S. 113 scherzweise: daß seine Armee emsiger als die Gesandschaft war, weil sie zwei Tage vor Graf Gotters Ankunft in Wien in Schlesien einrükte.

A. d. H.

***) Vie de Freder. Tom. I. pag. 207.

„mächten in eine enge Verbindung treten wolle. 3) „Daß ich meinen ganzen Einfluß verwenden werde, „dem Herzog von Lothringen die Kaiserwürde zu „verschaffen, und seine Wahl contra quoscunque zu „unterstützen, ja, ich wage nicht zu viel, wenn ich sa„ge, daß ich es gewiß durchsetze. 4) Um den da„sigen Hof in einen guten Vertheidigungsstand zu „setzen, will ich ihm alsogleich zwei Millionen Gul„den im Baaren vorschiessen. — — Ihr begreifet „wohl, daß mir für so wesentliche Dienste eine ver„hältnißmäßige Belohnung, und zur Entschädigung „der dabei laufenden Gefahr, und der Rolle, die ich „übernehmen will, eine anständige Sicherstellung ge„bühre. — Mit einem Wort, ich verlange die Ab„tretung von ganz Schlesien zum Lohn meiner Mühe „und der Gefahren, denen ich mich zur Erhaltung „und zur Ehre des Haus Oesterreichs aussetzen will.

Der Wienerhof war nicht gewöhnt, von einem Reichsstand so eine Sprache zu hören. Die Königin von Ungarn hatte es nicht vergessen, daß der König von Preussen ein Vasal ihrer Vorfahren war*), und daß **Friedrich** ihrem Vater seinen Kopf verdankte: Sie gab ihm also eine Antwort, die ihrer Geburt und der Würde des Erzhauses, aber freilich nicht ganz den Zeitumständen angemessen war.

Eigentlich war es der Herzog von Lothringen, der dem König im Namen seiner Gemahlin folgen-

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 42.

de Antwort ertheilte: *) „Der König von Preussen „ist als Fürst des deutschen Reiches, und als Garant der pragmatischen Sanktion zu der Hilfe verpflichtet, die er der Königin von Ungarn anbot. — „Die Königin ist bereits mit Rußland und den Seemächten verbunden, auf derer Unterstüzung sie „rechnen kann. — Nach der goldenen Bulle muß „die Kaiserwahl frei sein — Die zwo von dem „Könige angebotene Millionen wären kaum zur Vergütung des Schadens hinlänglich, den die preußischen Truppen in Schlesien angerichtet hatten. — —

Zu gleicher Zeit ließ Therese durch ganz Schlesien ein Manifest ergehen, worin sie die Unternehmung des Königs für wirkliche Feindseligkeit erklärte, und verlangte, daß die fremden Truppen ihre Staaten verliessen. Die Unterhandlungen hatten also ein Ende. Der König schikte sich an, seine Vorschläge in Forderungen zu verwandeln und durch Gewalt geltend zu machen.

Sein Kanzler **Ludwig** von **Halle**, der im Rufe stand, Ansprüche zu finden, wo keine waren, mußte ein sehr feines **) und auf Schrauben gesetztes Manifest ausarbeiten; allein bevor der Kanzler noch die Materialien geordnet hatte, war **Friedrich** bereits im Besiz eines großen Theils von Schlesien. Er glaubte nicht, daß es nöthig sei, erst sein Recht erweisen zu müssen, wenn man der Stärkere ist.

Fried-

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 42.

**) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 43.

Friedrich machte Ansprüche auf das Herzogthum Jägerndorf mit den Herrschaften Leobschütz, Oderburg, Beuthen und Tarnowiz, die seinem Hause im dreißigjährigen Kriege von Oesterreich entrissen wurden; dann vermög der zwischen seinen Vorfahren und dem Herzog von Liegnitz geschlossenen Erbverbrüderung auf die Fürstenthümer Liegniz, Brieg und Wohlau. Der Wienerhof hingegen läugnete die Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche, und behauptete, daß sowohl die Erbverbrüderung zwischen dem Herzog von Liegniz und dem Kurfürsten Joachim, als auch das Testament in Betref Jägerndorfs wider die Lehengesetze gemacht, und also mit Recht für nichtig erkannt worden wären. Man berief sich deswegen auf die Verträge von 1686 und 1695 —; allein Oesterreichs Gründe waren zu schwach, weil sie nicht von 80,000 Mann unterstützt wurden.

Friedrich schrieb in der Folge die Geschichte von der Eroberung Schlesiens, und gab sie Voltären zu lesen. Dieser schrieb sich folgende zwo *) Stellen als ein besonderes Monument daraus ab.

„Man bedenke ferners, daß immer zum Angriff „fertige Truppen, meine wohlgefüllte Schatzkammer, „und die Lebhaftigkeit meines Karakters die Grün-

„de

*) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben, S. 29.

„de waren, mit Marie Theresien den Krieg*) anzu„fangen. — — — —“

„Ehrsucht, Eigennutz, das Verlangen, von mir „reden zu machen, behielten die Oberhand, und der „Krieg ward beschlossen.“

Voltäre bedauert sehr, daß er den König, als ihm dieser seine sämmtlichen Werke zum Ausbessern gab, diese Stellen durchstreichen ließ. „Ein so selt„nes Geständnis, sagt er, sollte auf die Nachwelt „kommen, um zu zeigen, worauf fast alle Kriege „gegründet sein.

„Wir andere Gelehrten, Dichter, Geschichtschrei„ber und akademische Redner rühmen diese Thaten, „und da ist ein König, der sie vollzieht, und — — „verdammt.“

Schlesien hatte nur eine kleine Besazung zu seiner Vertheidigung. Der König konnte überall ungestört einrücken. Bis Ende Jenners 1741 war Schlesien von Crossen an bis an die Jublunka in preußi-

*) In seinen hinterlassenen Schriften, womit das Publikum heimgesucht worden, giebt Friedrich S. 102, die Kränkungen, welche der preußische Namen in der Welt erfahren mußte, als eine Hauptursache seines Entschlusses zum Kriege an. Er glaubte, die Welt werde mehr Ehrfurcht für den preußischen Namen tragen, wenn er seinem geschwächten Nachbar ein Land weggenommen hat.
A. d. H.

preußischer Gewalt. Glogau, Brieg und Neiß vertheidigten sich tapfer.

Breslau ergab sich in der Hofnung, daß man es eine Art von Neutralität werde beobachten lassen. Es wurde auch am 2ten Jenner 1741 ein Neutralitätsvertrag*) unterzeichnet; aber Friedrich war kaum in die Stadt eingerükt, so befahl er schon den sämmtlichen Gliedern der österreichischen Oberamtsregierung sich binnen 24 Stunden auf ihre Güter zu entfernen**). Der Bischof von Breslau Graf Ludwig v. Sinzendorf wurde auf seinem Schloß Otmachau mit 50 Mann aufgehoben, weil er mit den Feinden des Königs (das heißt: mit seiner rechtmäßigen Suveränin der Königin von Ungarn) eine unerlaubte Korrespondenz unterhielt, und der Präsident der österreichischen Oberamtsregierung Graf v. Schafgotsch mußte auf des Königs Befehl ganz Schlesien verlassen.

Um aber auf der andern Seite wieder die Gemüther zu gewinnen, begünstigte er die protestantische Geistlichkeit und gab den Damen prächtige Festins und Bälle. Man kann ohne Scherz sagen, daß

*) Friedrich gesteht, daß blos der Eifer für die lutherische Religion, und ein enthusiastischer Schuster ihm zur Stadt Breslau verhalfen, da dieser das Volk aufwiegelte, den Magistrat zu zwingen, einen Neutralitätsvergleich mit Preussen zu unterzeichnen. S. erster Band, Geschichte meiner Zeit, S. 119.

**) Fischers Geschichte, erster Theil, S. 60.

daß Friedrich mehr durch Festins und Minuets *) die Herzen der Schlesier erobert habe, als durch das Schreken der Waffen.

Der König kehrte nach Berlin zurük, um die Mark wider einen Einfall von Seiten Hanovers zu deken. Der alte Fürst Leopold v. Dessau bezog an den Gränzen ein Lager von 30,000 Mann.

Die Winterquartiere waren aber sehr kurz. Mit Ende Februars war der König wieder in Schlesien, und zwischen dem 8 und 9 Merz ward Glogau durch den Erbprinzen von Dessau mit Sturm erobert.

Die preußische Armee war nun auf 60,000 Mann angewachsen; Oesterreich konnte kaum 25,000 auf die Beine bringen. Der Feldmarschall von Neuperg führte sie mit Anfang Aprils aus Mähren über die Neiße nach Schlesien. Den 9ten war er bis Brieg vorgerükt. Seine Absicht war, sich der Magazine und des groben feindlichen Geschüzes zu bemeistern, das in dieser Gegend stand. Er kam etwas zu spät. Am 10ten geschah die Schlacht bei Mollwiz. Die österreichische Kavallerie that Wunder der Tapferkeit. General Römer, der sie anführte, warf den rechten preußischen Flügel über den Haufen. Der preußische General v. Schulenburg fiel an der Spize seiner Truppen; alles wich, und

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 51.

und die Schlacht schien verloren. Endlich brachte der Feldmarschall **Schwerin** durch unausgeseztes Feuern (die Oesterreicher hatten nur 16, die Preussen 60 Kanonen*) die österreichische Infanterie in Unordnung; zugleich ward auch der General **Römer** durch eine Kugel erschossen, und so blieben endlich die Preussen nach einem fünfstündigen Gefechte Herren vom Schlachtfeld.

Der König, der das Kanonenfeuer noch nicht gewöhnt war, hielt die Schlacht für verloren, und floh beim ersten Angriff bis nach **Oppeln** zwölf Stunden vom Schlachtfeld. Ein österreichischer Husar**) sezte ihm nach, und war ihm nahe auf dem Hals, als sich der König mit den Worten umkehrte: **Laß mich Husar, es soll dir gut zu stehen kommen** — der Husar erkannte nach der Beschreibung, daß es der König war, und ließ den Säbel mit den Worten fallen: **Topp! nach dem Krieg** — **Auf Wiedersehen**, sagte der König, und sprengte fort. Dieser Husar ward in der Folge General in preußischen Diensten, Chef eines Husarenregiments, und Ritter des grossen Ordens. Er hieß **Paul Werner**. ***)

Friedrich brachte die Nacht unweit **Ratibor** an der polnischen Gränze auf einer Mühle zu****). Er war in Verzweiflung, bis ein Jäger aus dem Lager von

*) Fischer, erster Thl. S. 67.
**) Vie de Fréder. Tom. I. p. 212.
***) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 212.
****) Ebendaselbst.

von Mollwiz mit der Nachricht bei ihm eintraf, daß die Schlacht gewonnen sei.

Diese Neuigkeit wurde ihm eine Viertelstunde darauf durch einen Generaladjutanten bestättiget. Friedrich verließ also seinen Zufluchtsort, und kam am andern Morgen wieder im Lager an! Schwerin aber fiel bald darauf etwas in Ungnad. Der König konnt' es ihm nicht vergeben, daß er die Kühnheit hatte eine Schlacht zu gewinnen, die er, der König, für verloren gab —

Einige böse Spötter wandten hier auf Friedrich an, was man einst von einem französischen General sagte, der sich ebenfalls in eine Mühle verstekte, während seine Truppen die Schlacht gewannen. Sie sagten *) Friedrich habe sich bei diesem Sieg mit Ruhm und Mehl bedekt. **)

Maupertuis war dem König (nicht auf einem Esel, wie Voltär sagte) sondern auf einem, den Oestreichern abgenommenen Husarenpferd in den Krieg ge-

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 213.

**) Friedrich glitscht in seinen hinterlassenen Werken über diesen Punkt ganz weg, und erregt also den Verdacht, daß er entweder nicht mit der Unpartheilichkeit schrieb, die er in der Einleitung verspricht, oder daß die Herausgeber seiner Schriften alles weglieſſen, was den Glanz des Einzigen verdunkeln konnte. Vielleicht hielt es Friedrich, der nur wichtige Dinge zu schreiben versprach, für eine unbedeutende Sache, wenn ein König beim ersten Kanonenschuß davon läuft.

A. d. H.

gefolgt. Um die Schlacht recht bequem zu sehen, stieg er auf einen Baum. Wie er am beßten damit beschäftiget war, beide Armeen zu beobachten, kam ein Trupp Oesterreicher Husaren in vollem Lauf in die Gegend hin. Der arme, vom Schrecken durchdrungene Akademiker sprang vom Baum herab, und schwang sich auf sein Pferd, um aus dem Staub zu kommen; das Husarenpferd aber hatte bereits seine alten Kameraden gewittert, und stürzte ihnen nach, was sich auch der Präsident der Akademie für Mühe gab, es aufzuhalten. Die Husaren, die den von Furcht halb todten Akademiker ankommen sahen, nahmen ihm sein grünes Kleid, seine Uhr, seinen Ring und eine silberne Tabakier ab, und hingen ihm dafür einen zerlumpten Mantel um. Zum Glük erkannte ihn der Fürst von Lichtenstein,*) der ihn schon in Paris gesehen hatte, und befreite ihn aus den Händen der Husaren.

Marie Theresie war so großmüthig,**) dem König seinen gefangenen Präsidenten der Berlinerakademie wieder zurük zuschicken.

Nach der Schlacht bei Mollwiz wurde Europa etwas aufmerksamer auf Preussen. Bisher hatte man

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 214.

**) Eigentlich geschah es aus Erkenntlichkeit für die Loslassung des Bischofs von Breslau.

A. d. H.

man über die grossen Soldaten *) die blauen Röcke, und die weißgepuderten Haare nur gescherzt.

Man fand nun, daß ein Schaz von 72 Millionen, und 80,000 Mann wohl geübte Truppen in den Händen eines eroberungssüchtigen Prinzen ein gefährliches Instrument seie.

Die Hauptmacht von Europa war damal zwischen Oesterreich und das burbonische Haus getheilt. Es kam nun auf Preussen an, diesem oder jenem Theil das Uebergewicht zu geben.

Rußland, England und Holland beeiferten sich, zwischen dem König und Theresien einen Vergleich zu bewirken, und Friedrich von einer Allianz mit den Feinden des Erzhauses abzubringen.

Man schlug ihm vor, Schlesien zu räumen, und versprach, ihn für seine Ansprüche zu befriedigen; allein Friedrich hatte keine Lust etwas fahren zu lassen, was er bereits in Händen hatte; noch weniger wollte er den zweifelhaften Weg der Unterhandlungen, dem Weg der Waffen vorziehen, der ihm viel kürzer und viel sicherer schien.

Er gab also lieber den Höfen von Versailles, München und Dresden Gehör, die alle die Verkleinerung des Haus Oesterreichs und Karls Erhebung zum Kaiserthron zur Absicht hatten.

Der Herzog von Belle-isle, der alsogleich nach der Schlacht bei Mollwiz in das preußische Lager kam, war die Haupttriebfeder dieses Projekts, das auch,

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 56.

auch, wenigstens in Rüksicht der Kaiserwahl durchgesezt wurde.

Der schlesische Krieg ging also seinen Gang fort. Den 7ten Mai ergab sich Brieg an die Preussen. Der König war nun Herr von Niederschlesien bis auf Breslau und Neiß.

Sein Genie gab ihm eine List ein, sich troz des Neutralitätsvertrags, von Breslau Meister zu machen. Man gab dieser Stadt Schuld, daß sie mit dem Feind in Verständnis stünde; man wollte sogar Briefe*) aufgefangen haben; die sie an den General Neuperg geschrieben haben soll – Freilich hatte das ganze Ding einige Aehnlichkeit mit der Fabel, wo das Lamm vom Wolfe angeklagt wurde, daß es ihm die Quelle trüb gemacht habe, da es doch oben an der Quelle getrunken hatte; allein, Friedrich wollte einmal Breslau haben, und Friedrich war der Stärkere –

Er ließ am 9ten August Nachts bei 8000 Mann in die Vorstädte, und am andern Morgen in die Stadt rüken. Man gab vor, daß die Truppen

*) Nach Friedrichs eigenen Worten (I. Band S. 151 seiner hinterlassenen Schriften) waren es einige alte Damen, die durch Mönche korrespondirten, und die der schwärmerische Religions-Geist, und (wie Friedrich sehr höflich sich ausdrükt) der österreichische Stolz für die Königin von Ungarn einnahmen.

nur durch die Stadt zögen, um dann über die Oder zu sezen.

Dieses Durchmarschieren war auf den Neutralitätsvertrag gegründet. Die Breslauer machten also auch diesmal keine Schwierigkeit. Sie glaubten nicht, daß der König aus Angst vor der Korrespondenz alter Weiber den Vertrag brechen werde. Der Plazmajor stellte sich wie gewöhnlich an die Spize der preußischen Truppen, um sie durch die Stadt zu führen. Allein die höflichen Preussen entboben ihn bald dieser Mühe. Sie liessen den Major mit seinem Kommando immer gerade für sich hingehen, und schwenkten sich bei der Ecke der Nikolausgasse gegen den Markt zu. Der Major glaubte, die Preussen irrten sich im Wege, und schrie daher aus vollen Kräften, daß sie ihm folgen mögen. Man war taub. Endlich näherte sich der Erbprinz von Dessau dem Major, und dankte ihm für die Gefälligkeit, der Führer der preußischen Truppen gewesen zu sein; bat ihn aber zugleich den Degen einzustecken, weil die Preussen in der Stadt blieben*).

Die Bürger wollten die Thöre schliessen und die Brüken aufziehen, um das weitere Eindringen der Preussen zu verhindern**); allein diese hatten die schwer-

*) Vie de Fred. Tom. I. p. 58.

**) Der König mußte also doch nicht die Herzen der Schlesier so sehr eingenommen haben, wie seine Geschichtschreiber vorgeben. A. d. H.

schwersten Bagagewägen gegen die Thöre und Brükken gestellt, und so war alle Mühe vergebens.

In einer Stunde waren alle Gassen voll Soldaten, und um 8 Uhr früh war die Stadt gänzlich in preußischer Gewalt.

Die Preussen besetzten das Rathhaus mit allen Zugängen, und entwaffneten die auf den Posten ausgestellte Bürger und Stadtsoldaten.

An dem nämlichen Tag ließ der Feldmarschall Schwerin den Magistrat und die vornehmsten Bürger auf das Rathhaus fordern. Er setzte in den gnädigsten Ausdrükken die Ursachen auseinander, die Se. Majestät den König bewogen hätten, den Neutralitätsvertrag aufzuheben; versicherte die Bürger des königlichen Schutzes, und aller nur möglichen Gnaden, und schloß damit, daß sie nun den Huldigungseid ablegen möchten.

Die Bürger von Breslau konnten diesen verbindlichen Manieren nicht wiederstehen*), und schwuren den Eid der Treue. In dem Augenblik hieb man den kaiserl. österreichischen Adlern den einen Kopf weg, um preussische Adler daraus zu machen**). Man warf Geld unter das Volk aus, und sang das Te Deum. — —

Nur das Domkapitel, und das Kollegial-Stift zum heiligen Kreuz wollten, theils wegen ihren Besitzungen in Böhmen und Mähren, theils weil sie behaup-

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 59.

**) Ebendaselbst.

behaupteten, nur einem Könige von Böhmen huldigen zu müssen, sich zu keiner Ablegung des Eides verstehen *). Friedrich ließ daher ihre Güter in Beschlag nehmen, und ihnen anzeigen, Breslau und ganz Schlesien binnen 48 Stunden zu verlassen.

Die Oesterreicher zogen mit dem größten Theil ihrer Macht gegen Schweidniz, wo die Preussen ein Magazin hatten. Sie lagerten sich bei Frankenstein, um die Gemeinschaft abzuschneiden. Ihre Lage war so gut gewählt, daß der König sie nicht angreifen konnte. Er suchte sie also aus ihrer Lage zu bringen, und marschirte den 8ten Septbr. über Töpliwoda und Münsterberg in die Gegend von Neiß; wobei er einen Theil der Bagage verlor.

Die Oesterreicher waren ebenfalls aufgebrochen, und lagerten sich dem König gegenüber abermal so vortheilhaft, daß er nicht über die Neiß setzen konnte. Er nahm also sein Lager bei Neuendorf, und ging endlich den 26 September ungehindert über diesen Fluß.

Der König suchte die Oestreicher mehrmal zu einer Schlacht zu bringen; allein diese wollten kein Treffen, und zogen sich den 17 Oktober nach Jägerndorf zurük.

Neiß

*) Fischers Geschichte 1ter Theil S. 75.

Neiß war nun seinem Schiksal überlassen, und ergab sich den 31 Oktober.

Nach Eroberung dieser Festung empfieng der König den 7 November die Landeshuldigung in Breslau, und nahm den Titel, souvräner Herzog in Ober- und Niederschlesien an.

Man hatte bei dieser Ceremonie das Reichsschwert vergessen. Der König zog seinen eignen Degen, und gab ihn dem Feldmarschall von Schwerin, der dann den Vasallen den Knopf davon zu küssen gab*). Den Adel gewann er durch leere Titel **), die dem Ehrgeiz schmeicheln, ohne Verdienst vorauszusetzen. Er machte Fürsten, Grafen und Barone, theilte Kreutze, Bänder und Kammerschlüssel aus, und gab einigen die Erlaubniß, an Ceremonietägen 6 Pferde vor ihre Kutschen zu spannen. — —

Er ließ den Katholiken ihre freye Religionsübung. Die Protestanten erhielten neue Kirchen und neue Priester, wann sie es bezahlen konnten, und der König wohnte, um seine Toleranz oder Indifferenz zu bezeugen, einer protestantischen Predigt, und einer katholischen Messe bei***).

Es schien mit Marie Theresen auf das äusserste gekommen zu sein. Ober- und Niederschlesien war in

*) Fischer erster Theil Seite 79.

**) Vie de Fred. I Tom. pag. 63.

***) Vie de Fred. Tom. I. pag. 63.

in Friedrichs Händen. Ein Theil seiner Truppen war durch den Königsgrätzerkreis in Böhmen eingedrungen. Mit Anfang Novembers hatten die Sachsen von der andern Seite das nämliche gethan; der Kurfürst von Baiern hatte Prag weggenommen, und sich als König von Böhmen huldigen lassen. Olmüz hatte sich ergeben; Glaz war eingeschlossen, und der Marschall von Bellisle hatte bereits den 19ten September in seiner Wohnung zu Frankfurt am Mayn einen Theilungsvertrag gemacht.

Der König von Engeland war der Einzige, der sich ernstlich zur Unterstützung der Königin von Ungarn anschikte. Er hatte dänische und hessische Truppen in Sold genommen; das Parlament bewilligte Theresen 300,000 Pfund jährliche Subsidiengelder, und ein Korps englischer Truppen war im Begrif nach Deutschland aufzubrechen.

Friedrich stellte den Hanoveranern eine Observationsarmee entgegen; im Monat August erschien eine französische Armee unter dem Kommando des Marschalls v. Maillebois an der Gränze von Hanover —

Der König von Engeland fühlte sich gegen beyde Armeen zu schwach, und schloß einen Neutralitätsvertrag, worin er sich anheischig machte, der Königin von Ungarn nicht beizustehen, und sich auf keine Art den Unternehmungen des Königs, und des Kurfürsten von Baiern zu widersetzen.

Indessen

Indessen fuhr Engeland noch immer fort, dieser unglüklichen Fürstin wenigstens durch geheime Kunstgriffe der Politik*) zu nützen. Er suchte unter den verbundenen Feinden Theresiens, Trennung und Eifersucht zu erregen. Die Polen beredete man, daß dieser Krieg auf die Unterdrückung der katholischen Religion abziele, und die katholischen Reichsstände, daß des Königs Absichten auf die Bisthümer Hildesheim und Würzburg gingen.

Allein ich glaube, man bürde den Engeländern zu viel auf — Der glükliche Fortgang von Friedrichs Waffen, und noch mehr die Art, wie er mit Theresien umging, mußten ja, ohne alle englische Triebfeder, unter seinen mitverbundenen Freunden, Eifersucht und Mistrauen erregen.

Man kann es daraus schliessen, daß Frankreich dem Wienerhof einseitige Friedensvorschläge thun ließ **). Die französischen Generäle hatten den heimlichen Befehl, nichts zu wagen, und sich nicht mit der preußischen Armee zu vereinigen — Der Abbe von St. Pierre durfte ungeahndet und recht hämisch die Grundsäze des Antimachiavells mit des Königs Betragen gegen das Haus Oesterreich vergleichen —

*) Fischer, erster Theil. Seite 32.

**) Der Kardinal Fleuri schrieb der Königinn von Ungarn, daß ihr sein König Schlesien und Mähren garantiren wolle, wenn sie Kaiser Karl dem Siebenten Böhmen und einen Theil von Oberösterreich abtreten würde.

Vie de Fred. Tom. I. p. 219.

und dies alles konnte doch unmöglich ein politischer Kunstgriff der Engeländer seyn.

So viel bleibt in Rüksicht auf Engeland gewis, daß Graf Hyndfort die äussersten Kräfte anwandte, einen Vergleich zu Stande zu bringen, und Theresie von ihrem mächtigsten Feind *) zu befreien.

Er bot dem König in ihrem Namen Schlesien an. Friedrich, der, wie er sich ausdrükt, die Doppelzüngigkeit **) der Engländer und Oesterreicher kannte, wollte lange kein Gehör geben. Endlich ward auf dem Schloß klein Schnellendorf eine Zusammenkunft gehalten. Graf Hyndfort unterzeichnete die Präliminarien, und Friedrich gab dem Feldmarschall von Neuperg in Gegenwart des Generalmajors von Lentulus ***) mündlich die Versicherung darüber.

Ganz Europa ertönte von der Nachricht, daß der Fried zwischen Preussen und Oesterreich geschlossen wär; allein Friedrich fand seine Konvenienz dabei, die mündlich gegebene Versicherung nicht zu halten.

Der

*) Fischer erster Theil Seite 83.

**) Man sehe den ersten Band S. 166, von seinen hinterlassenen Werken. Wenn es nicht Friedrich der Einzige wäre, so möchte ich sagen: es war preußische Impertinenz, zwo ehrwürdige Nationen doppelzüngig zu nennen, nachdem man selbst durch doppelzüngige Antworten den guten Hyndfort so lang aufzogen hat.

***) Fischer. S. 84.

Der Vorwand war, daß inzwischen zu Frankfurt am Mayn durch die Acceßionsakte vom 1ten November mit Baiern ein andrer Theilvertrag*) über Schlesien zu Stand gekommen wäre.

Er zog gegen Ende Jenners 1742 in eigener Person durch die Grafschaft Glaz, um die mährische Armee zu erreichen.

Der Kommandirende der Oesterreicher-Truppen Fürst v. Lobkowiz war zu schwach, ihm zu wiederstehen. Brünn wurde eingeschlossen. Der König rükte mit seinen Truppen bis an die östreichischen Gränzen vor. Den Feldmarschall Schwerin schikte er mit einer Armee bis gegen Krems an die Donau hin. Dieser General hatte Niederschlesien in Kontribution gesezt, und die preußischen Husaren streiften fast bis an die Thore vor Wien. Es war auch die Kaiserwahl von Karl dem Siebenten den 24 Jenner vor sich gegangen.

Allein nun ging für Theresie eine günstigere Sonne auf. Die Ungarn hatten sie thätig unterstüzt, und sie fand sich nun im Stande, ihren Feinden die Spize zu bieten.

Zwo Armeen, unter der Anführung des Prinz Karl von Lothringen, und des Fürsten v. Lobkowiz hatten sich in Böhmen ausgebreitet; eine andere

*) Vermög dieses Vertrags sollte alles, was jenseits der Neiß, zum schlesischen Antheil geschlagen sein, und auf der andern Seite der Oder der Brinizafluß die Gränze machen. Fischer erster Theil S. 85.

dere war unter dem Kommando des Fürsten von Rhevenhüller in die Erbländer des neugewählten Kaisers eingedrungen, und eroberte München.

Die vereinigte Armee der Franzosen und Baiern konnte sich nicht länger in Böhmen halten, und war fast ganz zusammen geschmolzen.

In dem Heer des Königs selbst entstanden Mangel und Krankheiten; er mußte also auf einen Rükzug nach Böhmen denken. Die österreichische Armee folgte ihm auf dem Fuß nach. Es gab blutige Scharmüzel.

Des Königs Absicht war, die Grafschaft Glaz zu decken — Der Prinz Karl suchte ihm vorzukommen, und seine Vereinigung mit der französischen Armee zu verhindern. Zugleich wollte er sich der preußischen Magazine bemächtigen, die bei Kolin und Pardubiz an der Elbe standen —

Beide Armeen begegneten sich bei Czaslau in Böhmen, und den 17ten Mai war die Schlacht bei dem Dorf Chotusitz.

Der König machte den Angriff — Schon war die erste Linie der österreichischen Reuterei über den Haufen geworfen, als die zweite Linie die preußische Kavallerie wieder zurük trieb. Zu gleicher Zeit gerieth der österreichisch rechte dem preußischen linken Flügel in die Flanke, und brachte die Regimenter Holstein, Bork und Prinz Leopold in Unordnung —

Der

Der Sieg war schon ganz auf österreichischer Seite. Sie hatten bereits 16 Fahnen erobert, und über 1500 Kriegsgefangene gemacht. Allein die österreichische Reuterei versah es, daß sie sich mit der Plünderung des Lagers zu lang aufhielt. Der König gewann dadurch Zeit, den rechten Flügel seiner Infanterie mit 15 Kanonen schnell auf eine Anhöhe vorrücken zu lassen, und dies verschafte ihm den Sieg. Die österreichische Infanterie konnte sich nicht mehr halten, und ergriff die Flucht.

Prinz Karl, der bei 4000 Mann verloren hatte, zog sich bis Willimov zurück; der König aber, dessen Verlust nicht weniger betrug, blieb bei Kuttenberg.

Die Frucht dieser Schlacht war der Breslauer-Friede. Das zweideutige Betragen der Sachsen, die Treulosigkeit der Franzosen, vielleicht auch ein geheimes Gefühl, daß dieser Krieg, wenn er ihn für sich allein fortführen müßte, doch einen üblen Ausgang nehmen könnte, machten den König zum Frieden geneigter.

Graf Hyndsfort fand nun mit seinen Vorschlägen schon mehr Gehör. Den 11 Juni waren bey aller Gegenbemühung des Herzogs von Belleisle, die Präliminarien zu Stande gebracht, und am 28 Juli ward der Friede in Berlin unterzeichnet.

Durch

Durch diesen Friedensvertrag erhielt der König ganz Ober- und Niederschlesien sammt der Grafschaft Glaz, mit Ausnahm der Fürstenthümer Teschen, Troppau und Jägerndorf, und was jenseits des Opastroms gelegen ist. Die Unterthanen hatten durch fünf Jahre die Erlaubnis ohne Abzuggeld in die österreichischen Staaten auszuwandern, und der König übernahm die auf Schlesien haftende Schulden.

Sachsen nahm diesen ohne seine Theilnehmung geschlossenen Frieden sehr übel auf, und fiel von Preussen ab. Auch am französischen und baierischen Hof verursachte dieser Friede große Bestürzung. Nun ists um meine Armee in Böhmen geschehen*), rief König Ludwig, als er diese Nachricht vernahm.

Als Friedrich mit 30,000 Mann und dem viertägigen Fieber zur Eroberung von Schlesien auszog, sagte er zum Marquis von Beauveau: Ich werde statt Ihrer spielen**), bekomme ich die Asse, so wollen wir theilen.

Friedrich spielte auch wirklich eine glückliche Partie; aber die Asse wurden nicht getheilt.

Ewig merkwürdig ist folgendes Selbstgeständniß des Königs***):

„Ich

*) Fischer erster Theil Seite 107.

**) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 38.

***) Fischer erster Theil Seite 90.

„Ich fürchte Ihnen zu schreiben, sagt er in seinem Brief an Voltären; denn ich habe Ihnen nur „solche Neuigkeiten zu berichten, um die Sie sich „nicht viel bekümmern, oder die Sie ganz verabscheuen. Wenn ich Ihnen zum Beyspiel erzählte, „daß zwey Völker aus verschiedenen Gegenden „Deutschlandes das Innere ihrer Wohnungen verlassen haben, um andern Völkern die Hälse zu brechen, deren Namen sie nicht einmal kennen, und „die sie in einem entfernten Lande aufsuchen müssen, „und das blos aus dem Grund, weil ihr Oberherr „mit einem andern Fürsten einen Bund gemacht hat, „einen dritten zu erwürgen, so würden Sie mir antworten: was sind doch das für Narren, für „Wahnwizige, für Unsinnige, daß sie sich so „dem Eigensinn und der Grausamkeit ihres „Oberherrn überlassen?“

„Wenn ich Ihnen nun weiter erzählte, daß wir „uns rüsten, einige mit großen Kosten erbaute Mauern zu zerstören, daß wir da erndten, wo wir nicht „gesäet haben, und daß wir da den Herrn spielen, „wo Niemand stark genug ist, uns zu wiederstehen, „so würden Sie ausrufen: Ach! ihr Barbaren! „ihr Mordbrenner! ihr Unmenschen! — —
„— — — — — — — — — — —
„— — —“

„Weil ich nun schon voraussetze, was Sie mir „darauf antworten werden, so will ich nichts weiter „davon gedenken, sondern Ihnen blos melden, daß

„ein Mann von dem Sie unter dem Namen des Kö„nigs von Preussen gehört haben, auf die Nachricht, „daß die Staaten seines Bundesgenossen des Kai„sers, von der Königin von Ungarn verwüstet wür„den*), ihm zu Hilfe geeilet ist, seine Truppen mit „den Soldaten des Königs von Polen vereiniget hat, „einen Einfall in Oesterreich zu versuchen, und daß „ihm dies sowohl geglüket ist, daß er in kurzer Zeit „die Hauptmacht der Königin von Ungarn zum „Dienst seines Bundsgenossen zu schlagen hofft „— — Daß heißt Edelmuth! werden Sie sagen, „das heißt Heldenmuth! — — Indessen mein lieber „Voltär, ist doch das erste Gemälde mit diesem „einerley.“

In einem Brief an Bredowen sagt der König: „O Nachruhm! eitle Täuschung! höre auf „uns zu verführen — — Ich zerreisse die Lorbee„ren, die mir der Ruhm erworben hat — — — „Die Welt mag mich tadeln oder rühmen — ich ver„lache ihren Weihrauch, der in wahren Dampf ver„dünstet — — Mein Herz muß mich richten, und wenn

*) Hier nahm sich Friedrich eine starke poetische Freiheit — Es ist ja doch weltbekannt, daß Theresie nach ihres Vaters Tod blos ihre Länder zu erhalten suchte, und nie daran dachte, die Staaten des Kurfürsten von Baiern zu verwüsten. So weiß es auch die ganze Welt, daß König Friedrich weder den neuen Kaiser noch die übrigen Bundsgenossen, sondern, wie es der Breslauerfriede anschauend zeigt, nur seinen eigenen Vortheil im Gesicht hatte.

A. d. A.

„wenn das mir Beyfall zulächelt, dann erst bin ich „zufrieden.“

Wie läßt sich diese philosophische Denkungsart mit dem Ehrgeiz, und der Vergrösserungssucht dieses Königs zusammen reimen? Doch es sagte es ja schon sein Freund Voltär, daß Friedrich immer anders handelte*), als er sprach und schrieb — —

Die sanguinisch-cholerische Natur des Königs machte ihn in seiner Jugend sehr geneigt zu sinnlichen und wohl auch ausschweifenden Vergnügungen. Herr Büsching erzählt uns von der lezten Art**) einige Anekdoten.

Ein Feldprediger war einst so unbedachtsam in seinen Predigten, auf Friedrich, als er noch Kronprinz war, zu sticheln. Um ihn dafür zu strafen, ging Friedrich mit den jungen Offizieren des Regiments nach des Feldpredigers Wohnung. Erst wurden ihm die Fenster in der Schlafkammer eingeschmissen, dann Schwärmer in die Kammer geworfen, und der arme Feldprediger mit seiner schwangern Frau aus dem Bette in den Hof, und zulezt in die Mistpfütze gejagt.

Wenn

*) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 38.

**) Charakter von Friedrich den 2ten. Seite 20.

Wenn der König in seinen alten Tagen über Tisch diese That im lustigen Tone erzählte, welches oft geschah, so sah er gern, daß die Gäste und die herumstehenden Pagen und Bediente laut darüber lachten.

Auf eine ähnliche Art hat er zu Nauen durch den damaligen Premierlieutenant v. Gräben den Diakonus und seine Frau aus dem Bett jagen und in Todesangst setzen lassen.

Im mittlern Alter neigte sich seine Gemüthsart zwar mehr zu feurigen Unternehmungen, und in seinen ältern Jahren zu strengen *) und heftigen Handlungen; indessen schlug doch sein Hang zu beiden erstern Vergnügungsarten sichtbar durch.

Das Kriegsgetümmel konnte seinen Geschmak zur Lektüre und Musik, und den Hang zum Sinnlichen nicht auslöschen. Er ließ, während er Theresien eine Stadt ihres Erbes nach der andern wegnahm, in Berlin ein prächtiges Opernhaus bauen. Sänger und Sängerinnen wurden aus Italien, Tänzer und Tänzerinnen aus Paris verschrieben. Sie waren besser bezahlt als seine Minister **).

Voltäre erzählt, daß zu seiner Zeit die einzige Sängerin Barbarini 32,000 Livres Gehalt bekam. Der König ließ diese Tänzerin durch seine Soldaten von Venedig entführen. Er soll ein wenig

*) Friedrichs Karakter, von Büsching S. 19.

**) Vie du Roi, Tom. I. pag. 172.

nig in sie verliebt gewesen sein, weil sie Mannsschenkel *) hatte.

Am 1ten Dez. 1742 ward das Opernhaus mit dem Singspiel Kleopatra eröffnet. Die Kleider des Tänzerkorps kosteten allein 60,000 Thaler. **)

Diese Verschwendung scheint mit dem Oekonomiegeist des Königs im Kontrast zu stehen, und veranlaßte vielleicht Voltären folgende Stelle nieder zu schreiben — — Diese sonderbare Regierung, die noch sonderbarern Sitten — der Kontrast von Stoizismus und Epikurismus — die Strenge in der militärischen Zucht, die Weichlichkeit im innern seines Pallastes — Pagen ***) mit welchen man sich im Kabinet die Zeit verkürzte, und Soldaten, die man sechs und dreißigmal unter den Fenstern des Monarchen, der ihnen zusah, die Gassen laufen ließ — moralische Reden und eine zügellose Ausgelassenheit — alles dies machte ein so bizarres Gemälde, das ehedem wenig Menschen kannten, das sich aber nach und nach in Europa verbreitete — —

F 2 Nach

*) Geheime Nachrichten. Seite 72.

**) Fischer, erster Theil. Seite 206.

***) Herr Büsching, Friedrichs Lobredner, sagt Seite 22 selbst: der König habe es aus der Geschichte der Philosophie wohl behalten, daß man dem Sokrates nachsagte, er habe den Umgang mit dem Alcibiades geliebt.

A. d. H.

Nach geschlossenem Frieden nahm Friedrich grosse Verbesserungen mit seinen Truppen vor. Er hatte während dem schlesischen Kriege, und vorzüglich in der Schlacht bei Mollwiz und Czaslau wichtige Fehler an ihnen entdekt. Eigentlich mag es ihm darum zu thun gewesen sein, sich im Besiz von Schlesien fest zu sezen. Er wußte aus der Geschichte Karls des 12ten*), daß es leichter sey, Länder zu erobern, als sie zu behalten.

Im August besuchte er die Bäder zu Aachen, besah nach vollendeter Brunnenkur die westphälischen Regimenter, machte auf seinem Weg dem braunschweigischen Haus einen Besuch, und kam im September wieder nach Potsdam zurück.

Mit Anfang 1744 ging er nach Schlesien, und brauchte die Brunnenkur zu Pyrmont, wo er bis Juni blieb.

Um diese Zeit starb der Fürst von Ostfriesland. Friedrich schikte alsogleich von Wesel aus 400 Mann dahin ab, um das Fürstenthum in Besiz zu nehmen. Die Sache ging ohne Schwierigkeit vor sich. Die Unterthanen huldigten dem König, und

*) Friedrich gesteht selbst, daß bei seinem Einbruch in Schlesien seine eigene Unterthanen der Meinung waren, er habe sich diesen eroberungssüchtigen König zum Muster gewählt.

Hinterlassene Schriften. S. 114. Iter Band.

und das Land wird durch einen Vergleich gegen jährliche 40000 Thaler von aller Werbung und Einquartirung befreiet.

Die Holländer hatten an diesem Fürstenthum einige Summen zu fordern, und deswegen in Emden und **Leerort** eine Besatzung gelegt. **Friedrich** versprach zu bezahlen, und alsogleich zogen die Holländer ab. Er verlangte darauf über diese neue Akquisition die Belehnung vom römischen Kaiser: allein der König von Engeland und der Graf von **Wiedrunkel** *) widersezten sich. Der Streit währte bis in das folgende Jahr, und ist noch nicht zu Ende; **Friedrich** aber blieb, vermög seines: *beati posedentes*, (*possidentes*) im Besiz des Fürstenthums. — —

Seit dem **Breslauer Frieden** hatte der Kriegesgott (Mars ist kein Misogyn) die Königin von Ungarn ungemein begünstiget.

Von den 30000 Mann der vereinigten Armee brachte der Marschall **Belleisle** kümmerlich 8000 Mann nach Eger zurük. — Das übrige wurde ein Opfer des Hungers**), der Kälte und des Kroatensäbels.

*) Dieser Graf behauptete diese Erbfolge als nächster weiblicher Erbe, weil es ein gemischtes Lehengut wäre, wo auch die Weiber erben können.

A. d. H.

**) Vie de Fred. Tom. I. p. 88.

Böhmen ward gänzlich von allen Feinden befreit, und im April 1743 ließ sich Therese zu Prag krönen.

Ihre Truppen hatten Baiern erobert, und sich mit der englischen Armee vereiniget. Den 26 Julius wurden die Franzosen bei Detlingen geschlagen und über den Rhein zurükgetrieben.

Karl der Siebente verlor sein Kurfürstenthum. Gerührt durch sein Unglük und aus Achtung gegen seine Würde verschafte ihm der englische General Lord Stair einen sichern Aufenthalt zu Frankfurt am Main. Sein Schicksal war bedauernswürdig, und dieser Fürst wurde nur zu sehr dafür gestraft, daß er sich zum Werkzeug von Frankreich*) brauchen ließ.

Seine geschwächten Truppen erklärten sich neutral. Sein eigner Bruder, der Kurfürst von Kölln**), nahm Hilfsgelder von Engeland an, und trat auf Oesterreichs Seite.

Der Verein zu Worms hatte Theresien am König von Sardinien einen neuen Freund gewonnen.

*) Vie de Fréd. II. Tom. I. p. 89.

**) Friedrich, der von allen übrigen Fürsten (nur von seiner eigenen werthen Person nicht) mit Verachtung spricht, sagt im ersten Band seiner Schriften Seite 65., daß der Kurfürst von Kölln mit seinen Truppen Gewerb trieb, wie ein Ochsenhirt mit seinem Vieh — — und Friedrich (könnte man sagen) führte die Seinigen, besonders bei Kollin, wie ein Mezger zur Schlachtbank.

A. d. H.

nen. Engeland und Holland liessen zu ihrer Vertheidigung ansehnliche Armeen anrücken: die meisten Kur- und Reichsfürsten neigten sich auf ihre Seite, selbst Sachsen hatte ein Bündniß mit ihr geschlossen: die ganze Last des Krieges fiel also auf Frankreich und Spanien.

Man suchte bei Friedrich Hilfe. Voltäre wurde als Unterhändler nach Berlin geschikt. Man glaubte, daß ein poetischer Gesandte bei einem poetischen Könige am meisten ausrichten könne. Anfänglich ging die Unterhandlung nur langsam fort. Friedrich war zwar gegen England sehr aufgebracht; er hatte aber auch Frankreich seine Treulosigkeit *) noch nicht vergessen. Allein die Begierde, als Schiedsrichter von Europa aufzutreten **), siegte endlich über diese Bedenklichkeiten, und er sagte zu Voltären ***): **Frankreich kündige England den Krieg an, und ich marschire.** –

Kaum war das Jahr 1744 eingetretten, so kündigte Frankreich, das bisher nur die Rolle eines Alliirten des Kaisers spielte, mit Spanien, in Verbindung

*) Voltäre behauptet zwar das Gegentheil, und sagt: daß Friedrich erst Frankreich in den Krieg verwickelte, und dann stecken ließ.

A. d. H.

**) Vie de Freder. Tom. I. p. 91.

***) Geheime Nachrichten. Seite 78.

bindung Oesterreich und England den Krieg an. Der König beider Sizilien trat diesem Bündnis bei.

England foderte vom König in Preussen, vermög des Westmünstervertrags die 10000 Mann Hilfstruppen. Friedrich antwortete, daß man erst untersuchen müsse, wer der angreifende Theil sei*): allein er erklärte sich bald noch deutlicher.

Am 13 Mai 1744 schloß König Friedrich mit Karl dem Siebenten, Frankreich, Pfalz, und Hessen, ein Bündniß wider Oesterreich.

Der Vorwand war: daß man die Reichsverfassung aufrecht erhalten, die Kaiserwürde beschützen, und Deutschland die Ruhe wieder geben wolle: man wäre daher entschlossen durch gütliche Wege Oesterreich dahin zu vermögen, daß es den Kaiser erkenne, ihm sein Kurfürstenthum und seine Erbländer wieder zurük gebe u. s. w.: Es wäre auch darum zu thun, einen allgemeinen Waffenstillstand in Deutschland zu bewirken, während welchem die Reichsstände über die Foderungen an die österreichische Erbfolge, nach den Rechten entscheiden würden.

Man wußte wohl, daß der Wienerhof diese Bedingnisse nie eingehen könne; und des Königs Mitverbundene selbst fühlten es, daß dem deutschen Salomo nur darum zu thun war, sich auf gute Art wieder in den Krieg **) zu mischen. —

Das

*) Vie de Fréd. Tom. I. pag. 91.

**) Vie de Frederic II. Tom. I. p. 183.

Das Glük der österreichischen Waffen hatte Friedrichs Eifersucht erregt. Er zitterte für Schlesien, und sein Gewissen sagte ihm, daß er von diesem Haus, wenn es zu seiner vorigen Grösse hinanstieg, mit Recht alles zu fürchten habe.

Den 9 August ging der preußische Gesandte von Wien ab. Den 10 übergab man in Berlin allen fremden Gesandten eine Schrift, worin die Ursachen auseinander gesezt waren, die den König zur Unterstüzung des Kaisers bewogen.

In dieser Schrift wirft man der Königin von Ungarn die Grausamkeiten *) vor, die ihre Truppen in den Erblanden des Kaisers ausübten: man gab ihr Schuld, daß sie die deutsche Freiheit über den Haufen werfen, und sowohl Deutschland, als den Reichsfürsten die Ketten des Despotismus **) anlegen wolle. — — Am Ende der Schrift hieß es: Der König verlangt nichts für sich. Er hat nur die Waffen ergriffen, um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde, und Europa seine Ruhe wieder zu geben.

*) Sie übten in der That die abscheulichsten Grausamkeiten aus. Es war aber auch grausam, einer Fürstin mit Gewalt Länder zu nehmen, die man ihr vorher garantirt hatte. A. d. H.

**) In Friedrichs Mund klingt so ein Vorwurf etwas sonderbar. A. d. H.

Der Wiener Hof hingegen antwortete: daß König Friedrich einen ganz andern Beweggrund zur Ergreifung der Waffen habe. Um dies zu beweisen, publizirte er einen geheimen Artikel des Frankfurter-Vereins, worinn der König sich anheischig macht, Böhmen für Karl den Siebenten zu erobern, der ihm aber für die Kriegskosten die Königgräzer-Bunzlauer-und Leutmeritzerkreise überlassen sollte.

Das hieß nun freilich der Uneigennützigkeit des Königs die Maske abziehen.

Herr Fischer, Friedrichs unerschöpflicher Lobredner, bekennt selbst die Richtigkeit *) dieses geheimen Artikels; der König aber wollte zeigen, daß er wenigstens die erste Regel der Rechte verstünde **) und — läugnete. ***)

Da Oesterreich keinen Feind mehr im Lande zu bekriegen hatte, so eilte es dieselben bis ausserhalb seiner Gränzen zu verfolgen.

Prinz

*) Friedrichs Geschichte, 1ter Theil. Seite 125.

**) Si quid fecisti, nega —

***) Le Roi nia publiquement l'existence de cet article secret. *Vie de Fred.* p. 93. Indessen führt ihn Friedrich doch selbst in seinen Schriften, im 2ten Band, Seite 66 an, und gesteht also nach seinem Tode, was er bei Lebzeiten läugnete.
A. d. H.

Prinz Karl, oder vielmehr Graf Nadasty, war bis über den Rhein vorgerükt, und in Frankreich eingedrungen.

Friedrich schrieb bei dieser Gelegenheit an den König von Frankreich folgenden Brief:

„Ich erfahre, daß der Prinz Karl in Lothringen „eingedrungen; das ist hinreichend, mich zu meinen „Kriegsunternehmungen zu bestimmen. Den 13 „August werde ich mit der Armee aufbrechen, und „zu Ende dieses Monats vor Prag sein. Viel „das zu erwägen, setze ich auf die Seite, und thue „vielleicht einen gefährlichen Schritt. Allein ich „suche Ihnen einen Beweis meiner Freundschaft zu „geben.

„Ihr Interesse ist jezt auch das meinige, und ich „hoffe, daß Sie es eben so mit mir halten, und mich „nicht aus Privatabsichten in einem Kriege verlassen, „den ich größtentheils zu Ihrem Vortheil und zu Ihrer Ehre, unternehme. In der Lage, worin ich mich „befinde, muß ich offenherzig mit Ihrer Majestät re„den, da unser Interesse mehr als jemal mit einan„der verbunden, und voneinander unzertrennlich ist.

„Sie begreifen, daß unser ganzer Entwurf von „drey wichtigen Schritten abhängt, die wir zugleich „thun müssen; der eine ist der Einfall in Böhmen „und Mähren, der andere der Marsch der vereinig„ten kaiserlichen und französischen Armee, längst der „Donau herunter, und der dritte, den ich für den „wichtigsten halt, die Absendung eines Kriegshau-

„fens

„fens nach den handöverischen Ländern. Auf die „beiden letzten Punkte rechne ich vorzüglich, sonst „sag ich vorher, alle unsere Bemühungen sind ver„geblich.

„Ich muß Ihnen noch vorstellen, daß der Erfolg Ihrer Unternehmungen größtentheils von der Auswahl Ihrer Generale abhängen wird. Alle Bundsgenossen sind sehr für den Marschall von Belleisle eingenommen, und das wird sehr zur Einigkeit unter uns dienen. Bekömmt er den Oberbefehl, und wird zu rechter Zeit mit den Kriegsbedürfnissen versehen, so bin ich überzeugt, daß alles für Sie desto besser gehen wird. Einen eben so guten Erfolg kann man sich versprechen, wenn der Marschall von Sachsen, oder ein anderer von gleicher Entschlossenheit, die Unternehmung in Westphalen zu vollziehen erhält."

„Ihro Majestät vergeben mir meine Aufrichtigkeit: allein ich könnte, wenn ich in Ihrem Staatsrathe säße, und in ihrer Besoldung stünde, nicht anders reden. Denn in Wahrheit, Sie müssen an der Spize Ihrer Armee Generale haben, die im Stande sind, über eine strenge Kriegsdiszipling zu halten, und ausser dem Marschall von Noailles, finde ich in der That keine andere tüchtige Person, als die vorgeschlagenen. Ich habe noch hinzuzufügen, daß das schlechte Glük Ihrer Truppen in Baiern, vorzüglich daher rührte, daß man sich an den Gränzen eines feindlichen Landes vertheidigungsweise verhalten wollte.

Das

Das nöthigt immer den Feldherrn auf allzuviel Gegenstände seine Aufmerksamkeit zu richten, und giebt dem Feinde Zeit, dreiste Unternehmungen zu wagen und auszuführen. Es ist jederzeit besser angrifsweise zu verfahren, wenn man schon schwächer sein sollte. Die Verwegenheit macht den Feind stuzig, und giebt Gelegenheit, über ihn Vortheile zu erhalten. So verfuhren Condé, Türenne, Luxenburg und Catinat, und dadurch, daß sie größtentheils offenherzig agirten, erwarben sie den französischen Truppen einen unsterblichen Ruhm, und sich selbst einen Namen, den keine Zeit verlöschen, und keine Eifersucht verdunkeln wird. Es hängt blos von Ihrer Maj. ab, die Sache wieder auf den alten Fuß zu sezen. Schon haben Sie uns eine Probe gegeben, was ein kluger und einsichtsvoller Monarch an der Spize seiner Armee thun kann*). Befehlen Sie ihren Generals, die Feinde überall zu schlagen, und es wird geschehen."

„Aber

*) Dieses Kompliment kontrastirt etwas stark mit der poetischen Schilderung, die Friedrich nach der Hand Voltären über den König von Frankreich zuschikte. Wie, heißt es darin, euer schwacher Monarch, die Puppe der Pompadour, durch mehr als ein Zeichen der schandbaren Liebe entehrt; Er, der die Gefahren scheut, das Ruder seines nun sinkenden Reiches dem Zufall überläßt, dieser Sklave mehr als Herr, dieser Seladon unter der Buche, glaubt das Loos der Könige zu bestimmen. Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 157.

„Aber mir deucht, ich bediene mich zu vieler Freiheit, und lasse mich auf einzelne Umstände ein, worin Sie mir bereits Lehren gegeben haben. Ich hoffe, daß sie mir meine Freiheit um der Aufrichtigkeit meiner Absicht willen vergeben, nnd nach den Beweisen, die ich Ihnen geben werde, an der Freundschaft nicht zweifeln, mit welcher ich bin — — — u. s. w.

Dieser Brief ist gewis sehr merkwürdig. Wir ersehen daraus, daß das Hauptgeheimnis von Friedrichs Kriegskunst, im Angreifen bestand, und daß er eine starke Anlage hatte, die Könige wie seine Soldaten und Ministers zu schulmeistern.

Ludwig antwortete dem König auf seiner Reise nach Mez, daß er fest entschlossen wäre, für seine Bundesgenossen, wie für sich selbst zu streiten. Er ließ ihn versichern, daß die Kriegszucht unter den Franzosen vollkommen hergestellt sei; daß man dem Prinz Karl auf dem Fuße nachfolgen, und den Kaiser in den Stand setzen würde, nach Baiern zu gehen. Belleisle sollte nach Friedrichs Verlangen, mit einem Trupp die baierische Armee verstärken. Während diese vorrükte, wollte man Freiburg belagern, und nach dessen Eroberung die mainzischen und kölnischen Länder besetzen, wobei man die hanöverischen Staaten nicht aus den Augen lassen würde — — Das war der Plan, nach welchem die Kriegsflamme neuerdings in ganz Europa lodern sollte — um, wie Friedrich sagte, Europen die Ruhe zu geben — — — — —

Ende des ersten Bändchens.

Leben Friedrichs des Zweiten.

Zweites Bändchen.

Den 10. August theilte man den auswärtigen Gesandten in Berlin die Beweggründe mit, die Preußen wider Oesterreich ergreifen hießen, und am 15. brach König **Friedrich** bereits mit seiner Armee nach Böhmen auf.

Der Zeitpunkt war sehr glücklich gewählt. Böhmen war von Truppen entblößt. Graf von **Bathiany** stand mit seiner Armee in Baiern, und Prinz **Karl** jenseits des Rheins; wenn aber dieser Einfall von Friedrichs Politik zeigt, so zeigt er auf der andern Seite gewiß auch von Oesterreichs redlichem Vertrauen, das seit dem **Breslauerfrieden** im Könige keinen Feind mehr vermuthete.

Den 4. September stand **Friedrich** vor Prag, und schon den 16. mußte sich diese Stadt mit ihrer (*) kleinen Besatzung an Preußen ergeben.

Der König ließ die Einwohner von Prag dem Kaiser huldigen. Dieß war das zweitemal, daß die Prager einem Prinzen huldigten, der nie ihr Herr wurde.

Graf **Bathiany** erhielt indessen Befehl, eine hinlängliche Besatzung in Baiern zurück zu lassen, und

 mit

(*) Fischer, 1ter Theil Seite 138. Der Verfasser von Vie de Fréderic giebt die Besatzung irrig auf 20,000 Mann an. Siehe Vie de Fréder. Tom. I. p. 94.

mit dem übrigen Theil der Armee, Prag zu entsetzen. Es traf auch gegen Ende Augusts im Rakonizerkreis ein; konnte aber mit seinen 20,000 Mann keine Schlacht wagen; indessen machte seine Avantgarde dem König doch viel Verdruß.

Um sich den Marsch zu erleichtern, ließ **Friedrich** die schwere Bagage seiner Armee nach Prag überbringen. Man sieht, daß er seiner Sache gewiß schien, und daß er Willens war, Böhmen sobald nicht zu verlassen.

Der Generallieutenant von **Nassau** mußte für die Armee Magazine anlegen, und die besetzten Plätze, **Tabor**, **Budweis** und **Frauenberg** wegnehmen: es gieng alles glücklich von statten. Den 19ten September zog der König von Prag nach **Tein** ab, wo er den 3ten Oktober anlangte.

Während dieser Zeit ließ er durch den Staatsminister **Wallenrodt** mit dem König von Polen sehr lebhaft die Unterhandlungen betreiben, um ihn enger in sein Interesse zu ziehen.

Man schmeichelte diesem Prinzen mit zwey wechselseitigen Eheverbündnissen zwischen Sachsen und Baiern: dem Grafen von **Brühl** zeigte man eine Aussicht zum Reichsfürstenstand und einem Fürstenthum (*), und dem Pater **Quarini** zu einem (**) Kardinals-

(*) **Fischer**, erster Theil. Seite 144.

(**) Es scheint etwas sonderbar, daß **Friedrich**, ein protestantischer Fürst, einem katholischen Priester mit einem Kardinals-

nalshut; allein diese Kunstgriffe alle konnten nicht verhindern, daß sich Sachsen in der Folge mit Oesterreich vereinigte.

Frankreich, das viel zu schlau war, um nicht einzusehen, daß **Friedrich** bey diesem Krieg mehr für *neue* Eroberungen, als für das Wohl des deutschen Kaisers sorgte, zeigte bey weitem nicht die Thätigkeit, die der König erwartete.

Der Feldmarschall von **Schmettau**, schrieb deswegen einen heftigen Brief an den Feldmarschall von **Seckendorf**.

Er nimmt darin den französischen Feldmarschall von **Noailles** sehr bitter her; und behauptet, daß die Franzosen zehn Tage in einer gänzlichen Unthätigkeit zugebracht hätten.

Noailles schrieb darauf einen Brief an **Friedrich**, worin er sich über diesen Vorwurf beklagt. Unter andern heißt es darin: „Es ist, Sire, der Klugheit nicht gemäß, die Bewegungen im Felde zu beurtheilen, ohne auf der Stelle zu seyn, wo sie vorgehen, und unbillig wär es, die Redlichkeit meiner Absichten in Zweifel zu ziehen."

 „Er-

dinalshut schmeichelte. So viel gesteht indessen Friedrich in seinen hinterlassenen Schriften, 1ter Band, Seite 195. selbst ein, daß er diesen Quarini, den er einen Günstling, Staatsminister, Hofnarren und Beichtvater nennt, auf ein Frühstück zu sich laden ließ, und daß er über die Feinheit dieses Italieners siegte.

A. d. H.

„Erlauben Sie einem Manne, der 52 Jahre ge„dienet hat, der einige Erfahrung besitzt, und wahren „Antheil an der Ehre, und an dem Ruhm Ihrer Ma„jestät nimmt, Sie für schwärmerischen Kriegspro„jekten zu warnen, wobey weder die Vortheile noch „die Hindernisse reiflich erwogen sind, wobey man „sich durch eine scheinbare Größe verleiten läßt, wo „man weder Mittel noch Absichten gehörig mitein„ander verbindet, und daher in die größten Schwie„rigkeiten verfällt, und in große Gefahr geräth, in„dem man glaubt, ganz leichte und mögliche Din„ge auszuführen.“ — — —

Das war eine kleine Gegenlektion für den Brief, worin Friedrich wenige Monate vorher, den König von Frankreich (*) gehofmeistert hatte.

Friedrich zeigte über Noailles Brief äußerlich wenig Empfindlichkeit; kurz darauf aber entspann sich wider diesen alten Krieger eine gefährliche Kabale, wovon Schmettau die Triebfeder war. Man suchte ihn zu stürzen, um den Belleisle (so warf man wenigstens dem Berlinerhof vor) (**), zum ersten Staatsminister zu machen, der dann von ihm abhienge.

Prinz Karl war nun mit der Hauptarmee vom Rhein zurück. Sie bestand mit Inbegriff der 24000 Sachsen, die zu ihm gestoßen waren, aus 90000 Mann.

Der

(*) Man sehe das erste Heft, Seite 92.
(**) Fischers erster Theil, Seite 148.

Der König konnte es nicht verhindern, daß sich der Prinz mit dem Korps des Grafen von Bathiany vereinigte. Das österreichische Heer nahm auch immer eine so vortheilhafte Stellung, und machte so kluge Märsche, daß es jeder entscheidenden Aktion auswich, und die preußischen Truppen von einem Posten zum andern (*) fortdrückte. —

Der große Friedrich, bey dessen **Werden** (**) die **Natur ihre ganze Schöpfungskraft aufgeboten hatte**, bekennet selbst (***), daß er nach der Eroberung von Prag zween große Fehler begieng. — Der eine war, daß er sich von Prag entfernte, ohne diese Stadt mit hinlänglichen Lebensmitteln und Besatzung zu versehen — und der andere, daß er nicht gleich nach Pilsen, anstatt nach Tabor und Budweis gieng, wo er den Prinz **Karl** zur Schlacht nöthigen, und seine Vereinigung mit den Sachsen erschweren konnte. — — — — — — — —

Es verräth immer einen großen Geist, wenn man seine Fehler eingesteht; obschon ein Geist, **bey dessen Werden die Natur ihre ganze Schöpfungskraft aufgeboten hatte**, solche Hauptfehler nicht begehen sollte. — — —

(*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 96.
(**) Neues Staatenjournal, 1stes Heft. September 1788. Seite 38.
(***) In seiner Relation an den Feldmarschall von Noailles. Fischer, 1ster Theil, Seite 151.

Den 3ten Oktober gieng Friedrich über die Moldau, und schlug sein Lager in der Gegend von Wodnian auf. Durch die Vereinigung der Sachsen mit Oesterreich, ward ihm bereits die Zufuhr auf der Elbe abgeschnitten. Prinz Karl machte solche Bewegungen, die dem König nun auch von Prag, woher er seine Zufuhr erhielt, abzuschneiden suchten: Es blieb ihm also nichts übrig, als sich bey Tein wieder über die Moldau zurückzuziehen.

General Nadasdy gieng ebenfalls über den Fluß, und belagerte Tabor, wo Prinz Heinrich, des Königs Bruder, krank lag, ohne es aber einzunehmen.

Der König kam über Bechin und Tabor ins Lager zu Konopischt. Prinz Karl war ihm über die Moldau nachgefolgt, und lagerte sich bey Chlumez; dadurch waren die preussischen Besatzungen in Tabor, Budweis und Frauenberg von der Armee des Königs gänzlich abgeschnitten, und mußten sich nach einer kurzen Belagerung an die Oesterreicher zu Kriegsgefangenen ergeben.

Friedrich konnte sich diesen Eroberungen nicht widersetzen; denn Prinz Karl hatte eine zu vortheilhafte Lage gewählt. Er entschloß sich, den Prinzen anzugreifen; aber auch dieß war wegen der vielen Teiche und Moräste nicht thunlich. — Er zog sich darauf über Jassawa nach Pischeli, um Kuttenberg zu besetzen; doch auch hier war ihm Prinz

Karl

Karl zuvorgekommen. Achttausend Oesterreicher hatten den vor Kuttenberg gelegenen Johannesberg besetzt, und ihre Armee war so vorsichtig gelagert, daß es nicht möglich war, sie anzugreifen.

Am 4. November endlich, nahm der König sein Lager bey Kolin; allein die eingefallne Kälte und Mangel an Futter, nöthigten ihn, seine Truppen hinter der Elbe in die Winterquartiere zu verlegen.

Troz des Korps, das **Friedrich** unter der Anführung des Prinzen von Nassau, in Kolin zurück ließ, war doch Prinz **Karl** den 10. November über die Elbe gegangen. **Friedrich** war nun von seinem Korps in Kolin getrennt, und mußte ernsthaft darauf denken, dasselbe an sich zu ziehen.

Er setzte sich bey **Wischeniowitz**; die Oesterreicher waren bis **Chlumetz** vorgerückt. Der Prinz von Nassau zog sich über **Neu-Byczow** und **Mechaniz**, und vereinigte sich nach einem beschwerlichen auch bey Nacht fortgesetzten Marsch endlich den 24. November mit des Königs Armee.

Man nannte diesen Rückzug ein Meisterstück der Kriegskunst; aber er bleibt immer ein Rückzug, der mit **Friedrichs** Vorsatz (*), den Prinz Karl zu schla-

 gen,

(*) Friedrich erklärte sich gegen Frankreich: „sein „Vorsatz wäre, nach Tabor und Budweis zu marschiren, „dem Prinz Karl ein Treffen zu liefern, und zwanzigtau- „send Feinde zu erlegen.“ Siehe Fischer, Erster Theil, Seite 143.

gen, und 20,000 Mann zu erlegen, etwas stark kontrastirt. — — — — — —

Friedrich fühlte, daß dießmal in Böhmen wenig Lorbeere zu sammeln wären, und entschloß sich, nach Schlesien zu ziehen. Dieser Rückzug wurde ihm zwar durch die leichten Truppen der Oesterreicher sehr sauer gemacht; doch waren mit Anfang Decembers, bis auf die Prager Besatzung, alle Preußen aus Böhmen weg.

Die Besatzung bekam Befehl, Prag zu verlassen, und den Rückmarsch nach Schlesien anzutreten.

Dieser Rückzug, der eher einer Flucht ähnlich (*) sah, ließ sich ohne großen Verlust nicht vollziehen.

Als die preußischen Wachen ihre Posten verließen, um bey der Sprengung der Festungswerke keinen Schaden zu nehmen (**), war die Bürgerschaft schon Meister von den Thoren und Stadtwällen. Fünfhundert Oesterreicher, die in der Nachbarschaft lagen, drangen in die Stadt, noch ehe die preußische Avantgarde zum Thor hinaus war, und griffen den Nachzug an. Die Preußen mußten einige tausend Kranke zurücklassen, und verlohren den größten Theil ihrer (***) Bagage und Kanonen. Die Bürger betrugen sich bey diesem Abschied etwas ungalant gegen ihre Gäste, und man

sagt,

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 103.
(**) Fischer, Erster Theil, Seite 158.
(***) Vie de Fréd. Tom. I. p. 103.

sagt, die patriotischen Prager Schönen hätten ihren Zorn auf die nämliche Art an den Preußen ausgelassen, wie einst Xantippe (*) an ihrem Sokrates.

General Einsiedel war mit dieser unglücklichen Besatzung bis nach Gabel geflohen, und suchte nun gar aus Böhmen hinaus zu kommen. Es wartete aber ein neues Unglück auf ihn. Er nahm einen falschen Weg (**), und gerieth bey Wustullersdorf dem Ritter von Sachsen in die Hände, der Zeit gewonnen hatte, die vortheilhaftesten Anhöhen zu besetzen, und allen Angriff vergeblich zu machen.

Die Preußen waren gezwungen, ihre eigene Bagage (***), und zu Leutmeriz auf den Schiffen sogar die Zelter zu verbrennen: die Truppe mußte also in der Gegend von Hochwalde ohne Zelter, ohne Brod und Salz, auf dem Schnee unter freyem Himmel kampiren. Ihre Lage war schrecklich. Die Uhlanen beunruhigten sie auch von allen Seiten, das machte den gemeinen Mann so mißmuthig, das ganze Pelotons (†) davon liefen.

End=

(*) Man erzählt, daß Xantippe einst ihrem Manne im Zorn den Nachttopf über den Kopf soll gegossen haben. A. d. H.

(**) Herr Fischer sagt: daß er einen verrätherischen Böhmen zum Wegweiser genommen hatte, der ihn vorsätzlich diesen Weg führte. Sieh Ersten Theil, Seite 159.

(***) Fischer, Seite 158.

(†) Ebendaselbst.

Endlich schickte ihnen der König den Generallieutenant von **Nassau** zu Hülfe. Der **Ritter von Sachsen** besorgte zwischen zwey Feuer zu kommen, und zog sich nach Reichenberg zurück. Daher konnte die unglückliche Pragerbesatzung frey aus Böhmen abziehen, und traf endlich (*) entkräftet und hinfällig in Schlesien ein, wo sie Winterquartier nahm.

Es scheint, Friedrich habe den Verlust, den diese Besatzung litt, nicht für so beträchtlich gehalten, als man ihn allgemein hielt, weil er dem General **Nassau**, der den Rückzug deckte, seinen eigenen Adlerorden um den Hals hieng. (**)

Wie es immer seyn mag, so bleibt es doch sicher, daß diese erste Expedition nicht am glücklichsten ausfiel, und Friedrich Stoff genug hatte, über den wohlgemeinten Brief des Marschalls von **Noailles** (†) Betrachtungen anzustellen. (††)

Marie

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 104.

(**) Ebendas. pag. 230.

(†) Noailles redt in seinem Schreiben von chimärischen Projekten, wobey weder Vortheile noch Hindernisse reiflich erwogen sind.

A. d. H.

(††) Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen, und selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal jener Flotte, die den Namen die Unüberwindliche

Marie Theresie ließ den ungarischen Adel durch den Grafen von Bathiany in einem Kreisschreiben, zu den Waffen auffordern. Diese tapfere Nation versammelte sich im December, und zog, als Böhmen von den Preußen befreyet war, gegen Schlesien hin.

Friedrich glaubte, sie durch schöne Worte zu gewinnen. Der preußische General von Marwiz versicherte sie im Namen des Königs in einem Patent: daß man bey diesem Kriege blos die Ruhe des Reichs zur Absicht habe: daß König Friedrich gar nicht darauf dächte, neue Eroberungen zu machen, noch sich auf Kosten der Königinn von Ungarn zu bereichern: man verspreche sich also, daß die edle ungarische Nation keine Feindseligkeiten unternehmen werde, die der zwischen Nachbarn statthabenden Freundschaft und Eintracht entgegen wären. Man ersuchte sie, keine Einfälle in die Staaten Sr. Maj. zu thun, und gab ihr die Versicherung, daß sie von den preußischen Truppen nicht das geringste zu besorgen hätte u. s. w.

windliche führte, welche Philipp der Zweyte auslaufen ließ, England zu erobern. Dieß sind Friedrichs eigene Worte im zweyten Buch, Seite 127, und man muß gestehen, daß ihm, wo nicht der Rückzug, doch wenigstens seine Aufrichtigkeit Ehre mache.

A. d. H.

Herr Fischer (*) nennt diese Insurgenten gebohr-ne Freybeuter, deren Lager die Erde, und deren Bett der Mantel ist, und sagt, daß sie aus Zigeunern, Panduren, Tolpatschen u. s. w. bestünden. Es ist sich also (wenn die Sache so ist) nicht zu wundern, daß die preußische Eloquenz; auf eine so rohe Nation keinen Eindruck machte.

Vielleicht hatten die Ungarn auch von dem geheimen Artikel (**) des Frankfurter Vereins gehört. — Genug, sie blieben ihrem (***) König getreu, fielen in Schlesien, und halfen den General von Marwiz von Troppau und Jägerndorf weg, bis nach Oppeln zurück treiben.

Der glückliche Fortgang der österreichischen Waffen erregte in Theresien (†) die Hoffnung, Schlesien wieder

(*) Erster Theil, Seite 146.

(**) Man sehe das erste Bändchen, Seite 90. 91.

(***) Die Ungarn nannten Theresie nie Königinn, sondern jederzeit ihren König.

A. d. H.

(†) Man hat immer bemerkt, sagt Friedrich, daß die Gemüthsstimmung des österreichischen Hauses den rohen Eindrücken der Natur folgte. Aufgeblasen im Glück, kriechend im widerwärtigen Schicksal. Man sehe den ersten Band seiner Schriften, Seite 207. Wenn man auch dem König so etwas glauben wollte, so reimt sich doch diese Sottise

der zu erobern. Wer wird es auch dieser Prinzessinn verdenken können, daß sie in einem günstigen Zeitpunkt ein Land wieder zu erobern suchte, das ihr in einem ungünstigen Zeitpunkt genommen wurde?

Es erschienen von beyden Seiten Manifeste. Theresie erklärte den Einwohnern Schlesiens, daß, nachdem der König den Breslauer-Frieden gebrochen, niemand als sie, wieder ihre rechtmäßige Monarchinn wäre. Friedrich hingegen ermahnte sie, ihm treu zu bleiben, und verbot ihnen, die Unternehmungen seiner Feinde auf was immer für eine Art zu unterstützen; allein nur der Ausschlag der Waffen konnte diesen Manifesten Nachdruck und Kraft geben.

Prinz Karl kam den 18. December mit der Hauptarmee in Oberschlesien an, und wollte im Namen seiner Monarchinn davon Besitz nehmen — gegen Ende des Jahrs bemächtigten sich die ungarischen Truppen des ganzen Oberschlesiens, bis auf die Festungen Neiß und Kosel.

Graf

tise nicht mit dem Lobe zusammen, das er dieser jungen, vom Unglück gebeugten Fürstinn über ihre Standhaftigkeit, Seite 8. ertheilt.

Es kommen in Friedrichs Werken mehr solche gemeine Ausdrücke vor, die aber sicher nur nach einer erhaltenen Schlappe, oder in einen Anfall von satirischer Laune, oder gleich nach Tisch niedergeschrieben wurden.

A. d. H.

Graf von (*) Traun, der statt des Prinzen Karls das Kommando übernahm, ließ zur Bedeckung der böhmischen und mährischen Gränze, von der Grafschaft Glaz bis ins Fürstenthum Teschen, einen Kordon ziehen, und Kantonirungsquartiere einnehmen; indessen traf der Prinz von Dessau von der andern Seite die besten Anstalten, nicht nur Niederschlesien zu decken, sondern auch den Oesterreichern in Oberschlesien den Rückweg (**) zu weisen.

Friedrich war am 13. December von Schweidniz nach Berlin zurückgekehrt. Der französische Hof besorgte, der König möchte über sein Betragen mißvergnügt seyn; denn man hatte dazumal eben in einer öffentlichen Schrift gesagt: daß Friedrich seinen Verlust in Böhmen der Untreue und den geheimen Absichten eines Hofes zuschreibe, der seine getreuesten Bundsgenossen seinem Eigennutz aufzuopfern pflegte (†), der es zum Grundsatz hätte, daß es die erste Pflicht eines Fürsten sey,

(*) Herr von Traun, sagt Friederich Seite 130. im zweyten Band seiner Schriften, ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger studiren soll. — er bekennt, daß er diesen Feldzug für seine Schule, und den Herrn von Traun für seinen Lehrer angesehen habe.

(**) Fischer, erster Theil. S. 161.

(†) Ebendas. Seite 162.

sey, jeden Vertrag zu übertreten, wenn er ihn durch die Veränderung der Zeitumstände seinen Staatsvortheilen nicht angemessen fände. —

Frankreich konnte zwar darauf antworten: daß König Friedrich bey dem Schluß und Bruch des Breslauer-Friedens den nämlichen Grundsatz äußerte; allein es hatte seine Ursach, es mit dem König nicht zu verderben, und schickte vielmehr zur Herstellung der vorigen Harmonie, den Marschall von Belleisle als außerordentlichen Bothschafter nach Berlin. —

Dieser außerordentliche Bothschafter hatte nebenbey den Auftrag, zugleich einen Spion (*) zu machen, und auf dem Hinweg eine Lokaluntersuchung anzustellen, wie man sich ungefähr mit 45,000 Mann bequem dem hannövrischen Gebiete nähern könnte.

Er gieng in dieser Rücksicht hinter Kassel von der ordentlichen Poststraße ab, und nahm den bösen Weg am Fuß des Harzberges. Allein zu Elbingerode forderte ihm der kuhrbraunschweigische Amtmann Mayer den Paß oder seinen Degen ab.

Belleisle, der auch vom Kaiser Kreditive hatte, klagte über Verletzung des Völkerrechts und der Reichs-

(*) So wurde er wenigstens von den Hannoveranern beschuldiget. Die Sache ist auch sehr wahrscheinlich. Herr Fischer selbst gesteht es, daß Belleisle mehrere Ingenieurs in seinem Gefolge hatte. Was haben aber mehrere Ingenieurs in dem Gefolge eines außerordenlichen Botschafters zu thun? A. d. H.

Reichsverfassung. Es half nichts — er mußte sich ergeben. Man brachte ihn nach Osterode und dann nach Stade, wo er, statt der Ambassade in Berlin, unter Bedeckung zweyer Kriegsschiffe als Gefangener nach England abgeführt wurde.

Ein anderer unangenehmer Vorfall war, daß der König von Pohlen den 8. Jänner 1745. als Kuhrfürst von Sachsen, mit Oesterreich und den Seemächten England und Holland, das vierfache Bündniß zu Warschau schloß, und Rußland (*) die angesuchte Hülfe aus dem Vorwand abschlug (**): weil der König den Breslauer-Frieden gebrochen hätte.

Friedrich war wirklich stark in der Klemme, und er hatte abermal Ursache, sich an den Brief des Marschalls von Noailles zu erinnern. — — — —

In dem neueröffneten Feldzuge schien sich das Glück wieder auf Friedrichs Seite zu wenden; oder sein Glück war vielmehr die Folge von dem Umstand, daß Prinz Karl wieder das Kommando übernahm.

Die österreichische Armee mußte nach einem kurzen Besitz, Oberschlesien verlassen. Sie zog in die Gebirge von Mähren zurück, und brach auf ihrem Marsch alle Brücken hinter sich ab. Den 14. Hornung kam es bey Habelschwerdt zu einem Treffen, wobey

(*) Die englischen Guineen, sagt Friedrich, fiengen an über die preußischen Thaler den Sieg davon zu tragen. Seite 88. 2ter Theil seiner Schriften.

(**) Fischer, Erster Theil, Seite 163.

woben die Preußen das Feld behaupteten. Die Oesterreicher räumten die ganze Grafschaft Glaz. Nun starb Kaiser Karl der Siebente. Der Frankfurter-Bund hatte ein Ende, und Friedrich konnte nicht weiter die Rolle des Hülfleisters fortspielen. Er mochte es auch wohl ahnden, daß weder der schöne Königsgräzerkreis, noch eine andere österreichische Provinz, ihm dießmal die Kriegskosten bezahlen würde: er schien also zum Frieden geneigt, und es war ihm sogar angenehm, wenn Theresie denselben auf dem Fuß des (*) Breslauertraktats mit ihm eingieng.

Allein diese Fürstinn verließ sich auf das Warschauer-Bündniß, und glaubte immer noch, daß dieß der Zeitpunkt wäre, Schlesien wieder zu erobern, und ihren Feind zu demüthigen.

Der Krieg gieng also fort, nur bedung sich Friedrich aus, daß Frankreich sich thätiger zeige, und der Prinz Conty noch vor Vereinigung der östreichischen Armeen, die eine oder die andere angriff.

Während dem wurde das Geschäfft der neuen Kaiserwahl eingeleitet. Mit Bewilligung Sachsens, ward auch Böhmen zur Wahl eingeladen. Pfalzbaiern und Brandenburg setzten sich lebhaft dagegen. —

Man fand, daß die Kaiserkrone für den (**) unmächtigen Maximilian Joseph von Baiern zu

 schwer

(*) Fischer, Erster Theil, Seite 166.
(**) Ebendas. Seite 167.

schwer sey, und richtete seine Absicht auf den König von Pohlen. Eigentlich war es nur eine französisch-preußische Mine, durch die man den Warschauer-Bund sprengen wollte.

König August äußerte sich, daß er zur Annahme der deutschen Krone geneigt wäre, wenn sie durch die Mehrheit der Stimmen auf ihn fallen sollte; zugleich aber gab er dem Wienerhof die Versicherung, seinem Wort und ihrem Bund treu zu bleiben.

Die Seemächte und vorzüglich Großbrittanien arbeiteten mit allem Eifer, die Kaiserkrone auf den Großherzog von Toskana zu bringen. Er hatte einen guten Theil der Stimmen für sich zu hoffen, und selbst Rußland gab zu erkennen, daß es dessen Wahl gerne sehen würde. — Friedrich mochte also die Karte wie immer mischen, so fielen ihm doch dießmal keine (*) Asse.

Den 13. März gieng Friedrich zur Armee in Schlesien ab. Die österreichischen Truppen ließen sich nicht nur in Oberschlesien wieder sehen, sondern brachen auch in Niederschlesien ein. Es gab fast täglich Scharmützel, mit ungleichem Glücke. —

Die Oesterreicher besetzten Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg, und nahmen die Festung Kosel

(*) Man sehe das erste Heft, S. 79.

Kosel mit Sturm weg. **Friedrich** hingegen zog sich mit Vortheil aus dem Gefechte bey **Landshut**, wo sein General Winterfeld gänzlich von den Oesterreichern umrungen war, und gewann am 3. Junii die Schlacht bey **Hohen-Friedberg**.

Bey dieser Schlacht wollten die erbitterten Preußen den Sachsen kein Quartier geben (*), und hieben ganze Bataillons zusammen: man sieht also, daß nicht blos die Panduren Grausamkeiten ausüben. — —

Man wälzte die ganze Schuld dieser unglücklichen Schlacht auf den Prinz Karl, der sich durch eine List des Königs aus seiner vortheilhaften Lage herauslocken ließ. Man sagte sich auch etwas von einer Tafel ins Ohr, die er dem Herzog von Weissenfels gegeben haben soll (**), und die für den Vorabend einer Schlacht ein Bischen zu lang währte. — — —

Die vereinigte Armee der Oesterreicher und Sachsen, hatte sich über Landshut nach Böhmen zurück gezogen. General Nadasdy deckte den Rücken so geschickt, daß ihr die Preußen nichts anhaben konnten.

Am 22. Junii stand Prinz Karl schon wieder mit einer ansehnlichen Armee hinter Königsgräz am Adlerfluß; der König lagerte sich nur zwey Stunden von ihm; es erfolgten unbedeutende Scharmützel.

(*) Fischer, erster Theil Seite 178.

(**) Betrachtungen eines preußischen Offiziers über die Schlacht bey Friedberg. Siehe Vie de Fréderic Tom. I. p. 242.

Der Prinz gieng endlich über den Adler, und nahm bey Aujest ein vortheilhaftes Lager; der König nahm das Seinige bey Jaromirs.

Friedrich erklärte nun durch ein Manifest, daß er den König von Pohlen nicht mehr für einen hülfleistenden Theil, sondern für seinen offenbaren Feind ansehe. Der sächsische Resident von Pezold verlangte vom Petersburgerhof die versprochene Hülfe.

Die Kaiserinn ließ auch wirklich zu Riga und Smolensko ein Lager ausstecken, erklärte aber dann ganz unvermuthet, daß sie sich entschlossen hätte, bey den gegenwärtigen Unruhen neutral zu bleiben (*). Von der andern Seite suchte der König eben so vergeblich wegen der Garantie von Schlesien bey England um Hülfe an. — Der Kuhrfürst von Baiern hatte schon einige Monate vorher, ohne Vorwissen Friedrichs, mit Theresien zu Füssen einen Vertrag geschlossen, worinn er allen Ansprüchen auf Oesterreich entsagt, und dem Großherzog seine Wahlstimme zusichert. Der Landgraf von Kassel hatte seine Truppen zurückgezogen, und Pfalz erklärte sich neutral.

Belleisle machte zwar zu Gunsten des Königs einen neuen Operationsplan. Es sollte eine Armee über den Rhein gehen, und dem König Erleichterung (**) verschaffen.

Man

(*) Fischers Geschichte, erster Theil, S. 180.
(**) Ebendas. Seite 181.

Man drang in den Marschall von Noailles und den Grafen von Argenson; sie zeigten beyde sehr viel guten Willen, der aber ein französisches Kompliment war. —

Bey den Generalstaaten war Friedrich eben so wenig glücklich. Er stellte ihnen vor, daß durch den österreichischen Befehl an die ostindischen Kapers, alle preußische Fahrzeuge als gute Prisen aufzubringen, der holländische Handel selbst Schaden leide: allein man nahm sich der Sache nur sehr kaltsinnig an, und machte sogar kein Geheimniß daraus, daß man über jene Vorschritte eben nicht sehr unzufrieden sey. — Kurz, Friedrich hatte keinen einzigen (*) Freund.

Von fremder Hülfe verlassen, spannte nun Friedrich um so mehr die eigenen Kräfte an. Sein geschickter General Nassau, drückte die österreichischen Truppen bis Jägerndorf zurück, und nahm am 1. September die Festung Kosel weg. Er hatte auch in mehreren Scharmützeln einige Vortheile über sie; allein die Oesterreicher erhielten Verstärkung, und nöthigten den Prinzen von Nassau, sich wieder nach Niederschlesien zurück zu ziehen. —

(*) Dies ist zwar unter den Großen etwas sehr gewöhnliches, allein Graf Mirabeau behauptete sogar, „daß Friedrich niemals die Liebe der Menschen erlangte."

A. d. H.

Beyde Hauptarmeen standen inzwischen den ganzen Sommer durch in Böhmen fast in einer Art von Unthätigkeit. Prinz Karl wollte keine Schlacht wagen, und Friedrich konnte dem Prinzen wegen seiner guten Lage keine liefern.

Die Absicht der Oesterreicher war, den König durch den Postenkrieg zu ermüden. Sie wußten, daß er von selbst Böhmen werde räumen müssen, so bald er nichts mehr zu essen hätte. Friedrich befand sich auch wirklich in der unangenehmsten Lage. Es fehlte ihm an Lebensmitteln, und er mußte um jeden Bund Stroh (*) raufen.

Der einbrechende Herbst machte die Wege halb unbrauchbar, und der König hatte in ganz Böhmen keinen haltbaren Ort — Durch diese Umstände genöthigt, brach den 18. September aus seinem Lager bey Jaromirs auf, und setzte sich bey Staudenz.

Prinz Karl ward ihm nachgefolgt. Er glaubte, daß dieß der Zeitpunkt wäre, dem König eine Schlacht zu liefern; denn auch angenommen, daß sie unglücklich ausfiel, so mußte Friedrich doch immer Böhmen verlassen.

General Nadasdy mußte das Lager des Königs umgehen, und ihm in den Rücken kommen, während ihm Prinz Karl geradezu auf den Leib gieng.

Die Kenner bewundern (**) den Plan des österreichischen Anführers. Den 20. September geschah

(*) Vie de Fréd. Tom. I. p. 119.

(**) Ebendaselbst p. 120.

geschah der Angriff. — Friedrich ward überrascht (*), und die Schlacht war verlohren, wenn Nadasdy anstatt das Lager zu plündern, dem König in den Rücken gefallen wäre. Die Preussen blieben Herren vom Schlachtfeld, büßten aber ihr ganzes Lager ein.

Friedrich bekannte selbst, daß ihm dieser Sieg keinen andern Vortheil brachte (**), als den Feind zurückgetrieben zu haben.

Ich verdiente bey Soor geschlagen (***) zu werden, sagte er, und war es auch, ohne die Geschicklichkeit meiner Generale, und den Muth meiner Truppen.

Man will behaupten, daß der Pandurenoberste von Trenk, den König im Bette überraschte, aber wieder entwischen ließ. Man machte ihm deswegen in Wien den Prozeß. Es trat sogar ein Frauenzimmer wider ihn auf, das sich für eine Tochter des Schwerins ausgab, und in eben demselben Augenblick

(*) Trenk behauptet zwar in seiner Lebensgeschichte, daß der König nicht überrascht wurde; allein Trenk wird es doch nicht besser wissen, als Friedrich, der es im 2ten Band S. 226. selbst eingesteht, daß er überrascht wurde, und sich selbst zu den Feldwachen begab, um mit eigenen Augen die Beschaffenheit der Sache zu untersuchen.

A. d. H.

(**) Fischer, Erster Theil, Seite 192.

(***) Man sehe des Königs Unterricht an seine Generäle.

in den Armen des Königs gelegen haben (*) wollte. — — Widerlegt nicht schon blos dieser Umstand das ganze Gerüchte? — — — — — — — — —

König Friedrich litt bey der Ausplünderung seines Lagers einen Verlust, den er mehr als sein Tafelservis beklagte. Es war sein (**) vierbeinigter Liebling, ein Windspiel, mit Namen Biche. Er wurde von den Panduren gefangen; dem König aber vom General Nadasdy wieder zurück geschickt.

Der König war ein ungemeiner Liebhaber von dieser Art Hunde. Er hatte immer eine Pflanzschule von 50 bis 80 Windspielen (***)

Sein vorzüglichster Liebling schlief des Nachts bey ihm im Bette. Die Hunde durften des Königs Kanapes beschmutzen und zerreißen. Ein Bedienter, der aus Unvorsichtigkeit einem dieser Hunde auf den Fuß trat, konnte dem Zorn des Königs nicht leicht entgehen. Es ist in Sanssouci ein eigner Platz, wo seine Favorithunde in Särgen unter Leichensteinen mit ihrem Namen begraben liegen — Wenig Generälen (†) wiederfuhr diese Ehre —

Nichts

(*) Trenks Leben, Erster Theil, Seite 56. Berliner Auflage.

(**) Fischer, 1ster Theil, Seite 191.

(***) Büsching über Fried. Charakter, Seite 24.

(†) Die Generäle Schwerin, Winterfeld, Seidlitz und Keith bekamen auf dem Wilhelmsplatz ein Denkmaal.

Nichts glich der Liebe, die der König für die Hündinn Alcmene trug. Als ihm ihr Tod nach Schlesien berichtet wurde, befahl er, daß man den todten Körper in einem Sarge in sein Bibliothek-Zimmer zu Sanssouci setzen sollte. Bald nach seiner Rückkunft begab er sich dahin, und ließ seiner Wehmuth freyen Lauf. Er mußte sich zwar von dem verwesenden Körper losreissen, ließ sich ihn aber zu Sanssouci in die nämliche ausgemauerte Gruft setzen, die er zur Ruhestätte seines eigenen Leichnams bestimmt hatte.

Auch Kaiser **Hadrian** war ein Liebhaber von Hunden, und ließ ihnen Grabmaale (*) setzen. Es scheint, **Friedrich** habe diesen Kaiser, den er in so viel andern Stücken nachahmte, auch in der **Liebe** zu **Hunden** kopieren wollen. —

Trotz der bey **Soor** gewonnenen Schlacht, fand **Friedrich** doch nicht für gut, länger in einem Lande zu bleiben, wo es nichts mehr zu essen gab: er führte also seine Armee nach Schlesien zurück, und kam den 11. November nach Berlin.

Er konnte dießmal nur kurze Zeit, in Gesellschaft seiner Windspiele und in den Armen der Musen, von den Kriegsfatiken ausruhen.

Marie Therese, die immer noch Hoffnung hatte, die russische Kaiserinn und die Republik Pohlen in den

War-

(*) Büsching über Friedrichs Charakter, Seite 37.

Warschauerbund zu ziehen, nahm sich vor (*), den König in seinen Erbstaaten anzugreifen.

Man muß den Muth dieser jungen Fürstinn bewundern (**), die noch vor fünf Jahren ohne Geld, ohne Truppen, ihre Erbstaaten gegen so viele mächtige Feinde vertheidigte, und nun den großen kühnen Plan entwarf, Preußens Macht bis in das Innerste zu erschüttern.

Die Oesterreicher waren wirklich den 20. November in die Lausitz eingerückt, um sich dort in den Kantonirungsquartieren auszubreiten. Prinz Karl sollte nach dem entworfenen Plan durch die Lausitz in die Mark einfallen, während eine andere Armee in Schlesien eindrang, und 10,000 Mann unter Anführung des General Grün in Verbindung mit den Sachsen, Magdeburg wegnehmen, und den Berlinern einen Besuch machen würden.

Friedrich suchte dieses Projekt zu vereiteln. Er zog den 25. Nov. seinem Feind entgegen, warf bey Hennersdorf drey sächsische Regimenter über den Haufen, rückte ungehindert tiefer in das Land, brandschatzte den Görlitzerkreis um 60,000 Thaler, und nöthigte den Prinz Karl, sich nach Böhmen zurück zu ziehen.

Dessau war darauf in Sachsen eingedrungen, und nahm Leipzig und Torgau weg. Diese Unfälle bewogen endlich den König von Pohlen, der sich nach

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 122.
(**) Ebendaselbst.

nach Prag geflüchtet hatte, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben.

Er schrieb unter dem 13. Dec. an den König; dieser erhielt den Brief erst den 15ten, am Tag der Kesselsdorfer Schlacht. — Eine Nacht früher, und es wäre 10,000 Menschen das Leben gerettet worden.

Diese Schlacht kostete Friedrich 4000 Mann, er behauptete aber das Feld. Die Preußen waren schon zweymal zurückgeschlagen; die Schlacht war verlohren, wenn nicht die österreichischen und sächsischen Grenadiers ihren anvertrauten Posten von Kesselsdorf zu früh verlassen, und unter Siegesgeschrey die Preußen verfolget hätten (*). Dadurch kam ihnen ein Theil der preußischen Reiterey auf den Hals, und brachte sie zum Weichen. Es ist merkwürdig, daß Friedrichs bisherige Siege nur immer an einem Glückshaar hiengen. — —

Prinz Karl war wieder in Sachsen erschienen, und stand am Tage der Kesselsdorfer Schlacht vor den Thoren von Dresden, wo er die Ueberbleibsel der geschlagenen Armee an sich zog.

Der König gieng gerade auf diese Stadt los. Prinz Karl hatte nun die Wahl, eine Schlacht zu wagen, sich in die Stadt zu werfen, oder Sachsen zu verlassen. — Er wählte das Letztere, und zog den 17. Oktober nach Böhmen zurück.

Die

(*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 129.

Die Dresdner hatten wenig Lust, sich bombardiren zu lassen. Sie trugen dem König eine Summe Geldes an, und öffneten die Thore.

Friedrich bezog den Lubomirskyschen Pallast, und machte seinen Besuch bey Hofe, wo er die Kinder des Kuhrfürsten umarmte.

Es gab Bälle (*), Opern und Konzerte, und die Sachsen, die überhaupt gern tanzen und lustig sind (**), nahmen Theil an dem Siegesfest ihres Ueberwinders.

Friedrich both noch am nämlichen Tage dem König von Polen, aus seiner eignen Hauptstadt den Frieden an. Einige Geschichtschreiber können diese Handlung nicht genug loben. Man wär auch wirklich versucht, es für einen außerordentlichen Zug der Großmuth zu halten, wenn man nicht wüßte, daß es von Seite

(*) In einer der Opern, welchen Friedrich beywohnte, kam in einer Arie die Strophe vor:

Sulle rovine altrui
Alzar non pensi il soglio
Colui, che al sol orgoglio
Riduce ogni virtù.

„Auf den Umsturz eines andern hoffe der nicht sein
„Glück zu erheben, der blos im Uebermuth seine
„Tugend besitzt."

Die Anspielung war treffend, aber die Sänger fanden für gut, diesmal diese Strophe wegzulassen. Siehe Friedrichs Schriften, 2ter Theil Seite 286.

A. d. H.

(**) Vie de Fréder. Tom. I. p. 130.

Seite des Königs bloße Besorglichkeit war, sich eben durch diesen Einbruch in Sachsen, künftiges Frühjahr an **Rußland** einen neuen Feind auf den Hals zu ziehen.

Ich wünschte sehr den Krieg geendiget zu sehen (*), sagte er zu einigen Dresdner Damen. **Ich weiß, daß das Glück der Waffen veränderlich ist, und glaube ja nicht, daß das Meinige beständiger seyn werde.**

Auf den schönen Königsgrätzerkreis war auch keine Rechnung mehr zu machen: von der andern Seite sahen Theresie und der König August ihr großes Projekt gescheitert — Es war also allen drey Theilen mit den Frieden gedienet, und so wurde dieser auch den 25. December zu **Dresden** geschlossen.

Die Sachsen mußten dem König für die ausständigen Brandschatzungen eine Million Thaler bezahlen; und Schlesien wurde ihm neuerdings zugesichert. **Friedrich** hingegen erkannte den Großherzog Franz als den römischen Kaiser. —

So endigte sich dieser Krieg, der den Sachsen die Lehre gab (**), daß es gefährlich sey, sich in die Händel der Nachbarn zu mischen, — und dem König (möchte man sagen) daß man auf keine Eroberungen

(*) Fischers erster Theil, Seite 217.

(*) Vie de Fréd. 1. Tom. pag. 132.

gen für andere (*) ausziehen soll, so lang man sich kaum im Besitz seiner eigenen (**) erhalten kann.

Der Dresdner Friede gab zu verschiedenen Unterhandlungen Anlaß. Friedrich verlangte vom Reich die Garantie dieses Friedens. Man machte Schwierigkeit. Kaiserinn Theresie erklärte, daß diese Währleistung nicht Statt haben könne, wenn nicht das Reich zugleich die Garantie der pragmatischen Sanktion erneuerte.

Der Kaiser verlangte im Jahr 1746, daß man eine Reichsarmee an die französische Gränzen schicke. Friedrich war entgegen, und rieth zur Neutralität.

Im nämlichen Jahre machte der König dem Wienerhof, wegen der Beschwerden der Protestanten in Ungarn, eine Vorstellung. — Man achtete nicht darauf, und nahm es den Protestanten übel, daß sie sich an eine auswärtige Macht wandten. Mit einem Wort, es herrschte, troz des neuen Friedens, kein aufrichtiges Zutrauen zwischen beyden Höfen. Man muthete dem König

(*) Vermög des geheimen Artikels des Frankfurterbundes wollte Friedrich für den Kaiser Karl, Böhmen erobern. Er gesteht auch im 2ten Bande seiner Schriften, S. 295. daß es sein Entwurf war, dem Haus Oesterreich die Kaiserkrone auf immer zu entreißen.

A. d. H.

(**) Es war, wie man sah, nahe dabey, daß Friedrich Schlesien wieder verlor.

A. d. H.

König immer noch böse Absichten zu. — — — Einem König, der den Grundsatz hatte, daß man von Zeit zu Zeit einen Krieg führen müße, um seine Truppen in Uebung zu erhalten, konnte man allerdings nicht die besten Absichten zutrauen.

Es erschien in Nürnberg eine Schrift, welche die Rechte und Forderungen des Hauses Brandenburg stark bestritt (*). Man glaubt, es habe sie der berühmte Statistiker Moser, auf Veranlassung des Kaiserhofes geschrieben. Sie wurde in Wien, Regensburg, und an mehrern Orten öffentlich verkauft.

Der preussische Gesandte bewirkte zu Wien durch eine Vorstellung, daß man den Buchhändlern die vorräthigen Abdrücke wegnahm (**).

Friedrich mußte diese Schrift sehr gründlich gefunden haben, weil er es leichter fand, sie konfiszjren (***), als widerlegen zu lassen.

Allein

(*) Diese Schrift führte den Titel: Politische Historie der Staatsfehler, welche die europäischen Mächte in Ansehung der Häuser Bourbon und Brandenburg, begangen haben.

A. d. H.

(**) Vie de Fréder. Tom. I. p. 140.

(***) Herr Fischer sagt zwar S. 227, daß Friedrich so großmüthig war, die ausführliche Widerlegung dieser Schrift nicht drucken zu lassen; allein wie läßt sich so eine Großmuth mit Friedrichs Karakter und seiner Manifestsucht zusammenreimen? A. d. H.

Allein die Konfiszirung kam etwas zu spät. Ganz Deutschland hatte sie bereits gelesen, und in Frankfurt machte man eine zwote Auflage davon.

Der König beschwerte sich zu Regensburg, und wollte, daß diese Schrift durch den Henker verbrannt werde (*). Allein der Reichstag wartete immer, daß ihm Wien mit einem Beyspiel vorgehe. Das geschah nun nicht, und das Buch wurde weder zu Wien, noch Regensburg, verbrannt.

Auch in Friedrichs eigenen Staaten gab es Leute, die gefährliche Briefwechsel führten, und wie man ihnen Schuld giebt, den Saamen der Zwietracht ausstreuten. Der König schickte mehrere nach Spandau. Dem geheimen Rath von **Ferber** wurde der Kopf abgeschlagen (**).

Man weiß es aus **Trenks** Geschichte, wie hitzig und despotisch **Friedrich** in ähnlichen Fällen zu Werke gieng, und so könnte wohl auch dem unglücklichen **Ferber** etwas zu viel geschehen seyn.

Nichts gieng über des Königs Mistrauen gegen alles, was Oesterreich betraf. Es war genug, mit Jemand von der kaiserlichen Gesandtschaft, das geringste Geschäft zu haben, um bey ihm aus der Wiege zu fallen, und nach Spandau zu kommen (***).

Mis-

(*) Fischer, Seite 228.
(**) Ebendaselbst.
(***) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 394.

Mistrauen ist freylich die Mutter der Sicherheit; aber sehr oft verräth es auch ein böses Gewissen.

Im Monat Mai machte **Friedrich** abermal eine Reise nach Pyrmont, um die Brunnenkur zu brauchen. Er hatte in seinen Jugendjahren sehr unordentlich gelebt (*), so daß er sich selbst wenig Hoffnung machte, alt zu werden. Gicht und Podagra waren seine gewöhnlichen Krankheiten.

Er glaubte dieses Uebel von seinem Vater geerbt zu haben, der stark Rheinwein trank. Daher verabscheute er diesen Wein, und warnte Jedermann davor.

Das Podagra sprach fast alle Jahre richtig bey ihm zu. Es ist doch sonderbar, daß die Natur einem Geist, bey dessen Zeugung sie sich erschöpfte, seinen Wohnsitz in einem Körper anwies, der lebenslänglich Gicht und Podagra hatte.

Des Königs unmäßige Lebensart, mochte wohl zu den jährlichen Visiten des Podagra viel beygetragen haben. Er war ein Liebhaber von gutem Essen und Trinken, und aß noch überdies gern unverdauliche (**) Speisen.

Wann der Küchenzettel einige seiner Lieblingsgerichte enthielt, so konnte er kaum die Mittagsstunde erwar-

(*) Siehe Büsching über Friedr. Karakter, S. 5.

(**) Z. B. Käse und Mehlspeisen, Schinken, Poulenta u. s. w. Sieh Büsching, Seite 10.

erwarten (*), und war dann im Essen nie Herr und Meister über sich. Wenn **Mäßigkeit** eine Haupteigenschaft des **Weisen** ist, so ist es etwas schwer zu begreifen, wie ihn seine Geschichtschreiber, **Friedrich den Weisen** nennen konnten. —

Friedrich betrug sich auch bey Tisch sehr unreinlich. Er bediente sich statt der Gabel oft der Finger; und so floßen Brühen und Suppen über die Uniform hinab. Das Fleisch für seinen Favorithund legte er auf das Tischtuch, damit es kalt würde. Wein und Wasser floß öfters über, auch der Schnupftabak ward stark verschüttet, so daß die Stelle, wo der König saß, durch Schmuß und Flecken nach aufgehobener Tafel sehr kenntlich war.

Um die Zeit der Pyrmonterreise starben dem König drey seiner Tischgesellschafter: Dü Han, sein vormaliger Hofmeister — sein geheimer Rath und Spaßmacher (**) **Jordan**, und sein Generaladjutant von **Kaiserling**.

Der König ehrte das Andenken **Jordans** mit einer Lobrede (***), die in der Akademie vorgelesen wurde, und machte ein ziemlich schlechtes (†) Gedicht auf **Kaiserling**. — —

Die

(*) Büsching über Friedr. Karakter. Seite 10.

(**) Man sehe das erste Heft. S. 28.

(***) Fischer, 1ter Theil. S. 230.

(†) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 23. Dieses ganze Gedicht ist voll gekünstelter Empfindung. Unter andern heißt

Die Millionen, die der letzte Krieg gekostet hatte, mußten wieder hereingebracht werden: Daher ließ Friedrich vor allem das Steuer- und Akziswesen in Ordnung bringen.

Den schlesischen Unterthanen wurde der durch den Krieg erlittene Schaden ersetzt. Zur Erbauung der abgebrannten Stadt Schmiedeberg wurden Gelder angewiesen; der Theurung im schlesischen Gebirge abzuhelfen, ließ er aus andern Provinzen Getreide herbeyschaffen, und in niedrigerm Preise verkaufen, — — allein dieß alles mußte Friedrich thun, wenn er keine Bettler, sondern Unterthanen haben wollte, die ihm fernerhin Steuer und Akzis bezahlten.

Ich begreife nicht, wie Schriftsteller Königen über Dinge schmeicheln können, die ihre Pflicht sind. Selbst der sonst so freymüthige Herr Büsching rühmt es (*) als etwas außerordentliches an, daß Friedrich vom Jahr 1763. bis 1786. seinen durch den siebenjährigen Krieg beschädigten Provinzen mit vier und zwanzig Millionen unter die Arme griff.

Der preussische Staat ist ja nach dem eigenen Geständniß der Berliner Autoren, ein blos (**) militärischer Staat, der keine Kräften von aussen zieht, son-

heißt es: Ach! ich habe alles verloren! ich verliere den Freund, den ich liebe — Ich bleib allein, ohne dich auf dieser weiten Erde — — u. s. w.

(*) Friedrichs Karakter, von Büsching, S. 207.

(**) Neues Staatenjournal, 1tes Heft, 1788. Seite 61.

sondern sich blos durch innere Cirkulation erhalten muß. Es ist also nothwendig, daß der Regent von Zeit zu Zeit den Staatssäckel aufthue, und einige Millionen durch den Staatskörper strömen lasse. Ohne dieses politische Arkanum würde jeder (*) militärische Staat bald an der Abzehrung hinsterben; dann sind diese Millionen ja nur geliehenes Geld, das mit Wucherzins wieder in des Königs Beutel zurückfließt. Wenn Friedrich also wegen dieses Vorschusses Lob verdient, so ist es blos, weil er seine Pflicht that.

Das Justizwesen war unter Friedrichs Vater noch auf sehr schlechtem Fuß; wie es überhaupt in einem Lande seyn muß, wo man die Präsidenten und Räthe mit dem spanischen Rohr herumprügelt. Friedrich ließ sichs vorzüglich angelegen seyn, eine bessere Justizpflege einzuführen.

Er zeichnete mit eben der Hand, mit der er Schlachten (**) gewonnen hatte, den ersten Plan zu ihrer Verbesserung vor. Alle Rechtshändel sollten nun in einem Jahre durch drey Instanzen abgethan werden; die Prokuratoren wurden abgeschaft, und noch mehr andere wohlgemeinte Einrichtungen getroffen.

Der

(*) Ob Preussen wirklich seiner Lage nach, ein militärischer Staat seyn müße, das möchte den Berliner Autoren wohl etwas schwer werden, zu erweisen.

A. d. H.

(**) Fischer, erster Theil. Seite 235.

Der König setzte sein Vertrauen auf seinen Justizminister Cocceji. Dieser arbeitete mit Hülfe eines gewissen Franzosen, Jariges, für Friedrichs deutsche Staaten das sogenannte Corpus Juris Fridericanum aus.

Berliner Autoren und Göttinger Journalisten (*) erhoben diesen Codex bis zu den Sternen; Herr Büsching aber gesteht es ganz offenherzig (**), daß dieses Justizwerk bey weitem nicht das unsterbliche Meisterstück war, wofür es Schmeichler und blos theoretische Beurtheiler erklärten; denn nach dem Ausspruch dieses großen Rechtsgelehrten ließ dieses Landrecht, Ungewißheit, Dunkelheit und Zankmaterie in Menge übrig (***).

Die Prozesse waren nun freylich jährlich in größerer Menge abgethan; allein der Großkanzler Jariges bewirkte es nur durch den militärischen Machtspruch (†): Marsch! was fällt, das fällt! — — und der Fallenden waren nicht wenig.

Nach Coccejis Tode wurden mit der Justizpflege große Veränderungen vorgenommen; sie gieng aber immer noch einen kränklichen Gang, bis ihr erst in den letztern Lebensjahren des Königs der Großkanzler Carmer besser auf die Beine half. Die Justizräthe

 bezo-

(*) Büsching, Seite 239.
(**) ebendaselbst.
(***) ebendaselbst.
(†) ebendaselbst.

bezogen ihren Gehalt aus einer Sportelkasse (*), die nur die Prozesse vertheuerte, und waren jämmerlich schlecht (**) bezahlt.

Dazu kam noch die despotische Art, mit der Friedrich seine Minister und Räthe behandelte. — Er prügelte sie zwar nicht mit dem spanischen Rohr herum; aber seine eigene Randresolutionen waren oft in so scharfen, heftigen und spöttischen Worten abgefaßt (***), daß sie manchen empfindlicher fielen, als wirkliche Prügel. Am Ende gewöhnten sie sich daran, und tröſteten einander mit lachendem Gesicht. Einige schnitten auch die Randglossen weg (†), damit sie nicht auf die Nachwelt kämen.

Friedrich forderte von seinen schlecht bezahlten Räthen die strengste Gerechtigkeit (*), und wenn er nur das Gegentheil vermuthete, so war er einem Orkan (**) ähnlich, der Häuser umstürzt, und überall Schrecken und Angst verbreitet.

Es

(*) Büsching, Seite 240.

(**) Herr Büsching findt es selbst unumgänglich nothwendig, daß Justizräthe gut bezahlt seyn; sie entschädigen sich sonst an der Gerechtigkeit, die sie handhaben sollen. A. d. H.

(***) Friedrichs Karakter, von Büsching. S. 215.

(†) ebendaselbst.

(*) Friedrichs Karakter, von Büsching. S. 215.

(**) Dieß sind Herrn Büschings eigene Worte, allein dieses Gleichniß scheint mir nicht auf einen König zu passen, den man den Weisen, den Einzigen, den Salomo aus Norden zu nennen pflegte. A. d. H.

Es durfte nur ein boshafter Mensch ohne allen Grund irgend ein Justizkollegium bey dem König verklagen, so gab es die empfindlichsten Verweise (*), und sogar Kassation.

Indessen blieb **Friedrich** selbst in seinen Rechtssprüchen nicht immer der Billigkeit getreu. Man weiß ja, wie übereilt er in der Rechtsache des Müllers Arnold zu Werke gieng, und daß **Friedrich Wilhelm der Menschenfreund** in der Folge dieses Unrecht gut zu machen suchte.

Der Kanzler **Fürst** wurde ohne alle förmliche Untersuchung kassirt. So erhielt auch der verdienstvolle Baron von **Bork**, der an der Spitze des Kommerzwesens stand, unvermuthet seinen Abschied. Im Jahre 1785. setzte Friedrich zu Magdeburg den Kammerpräsidenten ab, der ein verdienstvoller Greis war, und Familie hatte, und gab diese Stelle einem unwissenden Menschen (**), einem Bastard vom General **Putkammer**.

(*) Auf eine solche Anklage schrieb der König — unter den Kabinetsbefehl — Ich werde den Herren ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justiz. Ich habe den Menschen gesprochen, er ist nicht toll, aber 5 werden nicht mehr vor gerade angenommen werden, wer nicht gerade gehen wird, den werd ich auf die Finger klopfen. Sieh Büsching. Seite 243.

(**) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 125.

Friedrichs Geschichtschreiber liefern uns noch mehrere Beyspiele. Ich will nur ein paar ausheben. (*).

Ein gemeiner Soldat vom Leibbataillon lebte mit dem König auf so vertrautem Fuß, daß er die Erlaubniß hatte, unangemeldet auf sein Zimmer zu kommen. Er nützte diese Freyheit, um von dem König öfters Geld zu begehren, das er dann im Wirthshause vertrank. Zu Zeiten schlug ihm Friedrich sein Begehren unter dem Vorwand ab, daß er kein Geld habe. Darauf antwortete der Soldat: Friz (**), schau einmal in deinen ledernen Beutel, du wirst wohl noch ein paar Dukaten darinn finden. Dieser Soldat hatte nun, als er einst Wache stand, mit seinem Offizier einen Streit, und hielt diesem das Bajonet entgegen, als wollte er ihn damit durchstoßen. Der Offizier läßt ihn festsetzen. Die Sache kömmt vor den König. Er befiehlt, daß man ihm den Prozeß mache. Der Kriegsrath verurtheilt ihn zum Tod, und der König unterschreibt das Urtheil, ohne ein Wort zu sagen. Jedermann glaubte, er würde Gnade erhalten; dieser Unglückliche selbst glaubte es so fest, daß er sich nicht zum Tod bereiten wollte, und

(*) Vie de Fréder. Tom. IV. pag. 328.

(**) So oft Friedrich durch die Stadt ritt, hatte er einen Schwarm muthwilliger Jungen um sich her, die tolles Zeug trieben. Einige warfen ihre Hüte in die Luft, andere neckten sein Pferd, und schrien: guten Tag, Friz! Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 334.

und bis am letzten Augenblick der Meinung war, man wolle ihn nur durch die Furcht strafen. Er betrog sich und wurde hingerichtet. — — — —

Ein gewisser Hauptmann S— erstach einen andern Offizier im Duell (*). Er wurde eingezogen, und der König konnte nicht umhin, ihm den Prozeß machen zu lassen. Nach den Gesetzen war er verloren. **Friedrich** liebte den Hauptmann, und dachte auf Mittel, ihn zu retten. Er ließ seinen Wunsch heimlich den Freunden dieses Offiziers stecken. — Um die Sache zu erleichtern, sagte er zum Hauptmann, der am selben Tage die Wache hatte: **Hört! wenn ihr mir diese Nacht den S— entweichen laßt, so kommt ihr mir bey meinem Worte auf vier und zwanzig Stunden in Arrest.**

Der Kapitän verstand den Wink. Wie es Mitternacht war, hieß er seinen Gefangenen frische Luft schöpfen. Einige Freunde von diesem standen bereits mit einer Postschäse in der Nähe, und entführten ihn. Am andern Morgen zeigte der Kapitän dem König diese Entweichung an. Friedrich stellte sich darüber sehr entrüstet, und schickte den Kapitän auf 24 Stunden in Arrest. — — —

Sowohl der Soldat als der Hauptmann hatten wider das Militärgesetz gesündiget, und doch mußte der Liebling des Königs sterben, und dem Kapitän half Friedrich selbst zur Flucht. —

Ein

(*) Vie de Fréder. Tom. IV. pag. 307.

Ein gewisser Jude **Wolf** (*), ein Seidenfabrikant, konnte seine Fabrike, die er ganz auf eigene Kosten errichtet hatte, ohne landesfürstliche Unterstüzung nicht weiter fortsezen; er verkaufte daher seine Seidenstoffe um niedrigen Preiß, und dankte die Arbeiter ab. Diese liefen zum König, und klagten, daß sie keine Arbeit hätten. Dieser befahl dem Juden, alsogleich diesen Leuten Arbeit zu geben, widrigenfalls er sein Vermögen einziehen, und ihn dann aus seinen Staaten fortjagen würde. Der arme **Wolf** war gezwungen, seine Fabrike mit Verlust fortzuführen.

Ein Liebling (**) des Königs (man sagt, es wäre **Quintus Icilius** (***) gewesen), hatte viel Schulden gemacht, und wußte nicht, wie er sie bezahlen sollte. Endlich fiel ihm ein Mittel bey. — — **Euer Majestät können mein Glück machen**, sagte er eines Tags zum König, **ohne daß es Sie einen Heller koste** — **Herzlich gerne**, versezte der König, **aber wie? — — Euer Majestät müßen die Güte haben, dem Juden Ephraim zu befehlen,**

(*) Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 309.

(**) Vie de Fréderic Tom. IV. pag. 320.

(***) Dieser Mann hieß eigentlich **Guischardt**, wurde aber von Friedrich in den römischen **Quintus Icilius** übersezt. Er hatte in seiner Jugend die Theologie studiert, und sehr oft geprediget; war aber dem König zu gefallen kein Bekenner der christlichen Religion, die er ehedem geprediget hatte. Der König gab ihm wenig Geld, und behandelte ihn oft über Tafel in sehr harten Ausdrücken.

Büsching, Seite 76.

len, daß er mir seine Tochter zur Frau gebe — — Seyd ihr ein Narr! ihr wollt eine Jüdinn heurathen? — — Sire! ich habe so eine Liebe zu diesem Mädchen und seinen Louisdors gefaßt, daß ich nicht ruhig bin, bis ich sie erhalte — — Friedrich merkte nun die Absicht seines Lieblings, und fertigte den Befehl aus. Dieser begiebt sich zum Juden, zeigt den königlichen Befehl vor, und verlangt die Tochter auf der Stelle zu heurathen. Der alte, erschrockene Ephraim stellt ihm die Schwierigkeit wegen des Religionsunterschieds vor, und daß es ihm unmöglich wäre, seine Tochter einem Christen zu geben — — Es war alles umsonst — man will die Tochter. Endlich rückte der Hebräer mit Vergleichsvorschlägen heraus. — — Er bietet 10,000 Thaler. — Man hört nicht, und will nur das Mädchen — — Dann 20,000 — Man bleibt unerbittlich — Für 20,000 Thaler dem Glück entsagen, die Jungfer Ephraim zu besitzen, das wär nicht möglich — — Endlich bietet der alte 30,000, das war gerade die Summe, die der Schelm brauchte — — Nun ward die Sache in Ueberlegung genommen, und auf vieles Bitten entsagte man endlich der schönen Israelitinn. Das Geld wurde ausgezahlt, und der König lachte (*) mit seinem Liebling über diese lustige Begebenheit.

Man

(*) Der französische Autor, von dem ich diese Anekdote habe, glaubt, daß M. Guibert wohl darinn that, sie nicht in

Man sieht aus diesen wenigen Zügen, daß Friedrichs Gerechtigkeitsliebe oft die Tochter seiner Launen, seiner Ab- und Zuneigung war. —

Im Jahre 1747. wurde die Allianz mit Schweden geschlossen. Man suchte Rußland mit in den Bund zu ziehen; allein diese Macht hatte bereits ein Bündniß mit Oesterreich eingegangen.

Man machte in Berlin finstere Gesichter darüber. Beyde Höfe zerwarfen sich, und beriefen ihre Gesandten zurück.

Eigentlich hatte es **Friedrich** mit der russischen Kaiserinn durch einige spöttische Reden (*) verdorben, die er über Tafel von ihr führte, und die ihr dann wieder zu Ohren kamen. —

Friedrich war von Natur zum Spott aufgelegt. Wenn er bey Tafel saß, erzählte er Histörchen und Anekdoten von Kaisern, Königen, Fürsten und Privatpersonen — Diese wurden wiederholt, so oft ein neuer Gast bey Tische (**) war.

Je länger er an der Tafel saß, und je mehr der Wein in den Kopf stieg, je weniger zurückhaltend war

er

in die Lobschrift auf den König zu setzen, weil sie vielleicht von der Gerechtigkeitsliebe des deutschen Salomo nicht die besten Begriffe gäbe. A. d. H.

(*) Herr Fischer sagt, daß es witzige Anmerkungen im Geschmacke des Juvenals waren. S. 161.

(**) Friedr. Karakter von Büsching, S. 21.

er (†). Seine beßten Freunde mußten die Zielscheibe seines beissenden Witzes abgeben.

Voltär sagt (††), daß es nicht möglich war, bey dem König auszuhalten. Man weiß wohl, sagt er, daß man bey Königen etwas dulden müsse, aber Friedrich misbrauchte etwas zu sehr seinen Vorrang. Die Gesellschaft hat ihre Gesetze, wenn sie nicht eine Gesellschaft von Löwen und Tiegern seyn will. Friedrich sündigte immer wider das Gesetz: **Niemanden etwas Unangenehmes zu sagen.** So fragte er öfters seinen Kammerherrn **Pölniz**, ob er nicht gern seine Religion zum viertenmal verändern wollte? und bot ihm 100 Dukaten für seine Umsattlung an. — Bald sagte er zu ihm: **Ach mein Gott! lieber Pölniz! ich habe den Namen desjenigen vergessen, den er im Haag bestohlen hat, da er ihm schlechtes Geld (*) für gutes verkaufte.**

Eins:

(†) Friedrich besaß in Ansehung seines Körpers eine äußerste Schamhaftigkeit. Er vermied selbst seinen Dienern die Entblößung seines Körpers, und was in Klistierfällen nicht verhindert werden konnte, war ihm unangenehm. — Nicht einmal auf den Abtritt durften ihm seine Leute nachgehen. Um so unerwarteter waren seine äusserst freyen Ausdrücke, deren er sich bey Tisch bediente, besonders wenn die Tafel lang währte. Er gebrauchte keine Ehrbarkeit, sondern nannte alles gerade bey den natürlichsten Namen. Büsching, Seite 30.

(††) Geheime Nachrichten. Seite 102.

(*) Wahrscheinlich hatte Friedrich um diese Zeit noch nicht selbst schlechtes Geld geschlagen. A. d. H.

Einsmals war bey Tisch die Rede von den Anführern der leichten Truppen. Der König sagte, daß sie im letzten Krieg durch bloße Straßenräuber (*) angeführt wurden. Quintus Icilius, setzte er hinzu, (es war der Franzos Quichard, den er zum Obersten machte, und in einen Römer umtaufte) mußte alle mögliche Mühe anwenden, sich nach dem Krieg das Rauben abzugewöhnen. Wenn er neben mir ist, geb ich immer auf meine Tabatiere und meine Geldbörse acht, aus Furcht, er möchte sie mir wegschnappen. — Quintus Icilius nahm den Spaß übel auf. Wenn ich gestohlen und geraubt habe, sagte er zum König, so ist es nur auf Euer Majestät Befehl geschehen, und Sie haben immer den größten Theil von dem Raub gehabt.

Dem armen d'Argens (**) wurde eben so begegnet, doch blieben diese Opferthiere (***), da sie sonst nichts zu leben hatten, an Friedrichs Hofe.

Der freymüthige Herr Büsching bekennt selbst (†), daß die Gelehrten bey der persönlichen Bekanntschaft mit

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 361.

(**) Nach Herrn Büsching besaß d'Argens gute Kenntnisse der griechischen Sprache und Philosophie; schrieb munter und witzig; gieng weit im Zweifel, und hatte keinen festen Gemüthskarakter.

(***) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 103.

(†) Ueber Friedrichs Karakter. S. 43.

mit dem König selten etwas gewonnen; denn er wußte an ihnen immer mehr zu tadeln als zu loben. Betraf es nicht ihre Gelehrsamkeit und Bücher, so gieng es auf ihre (†) Person.

Es war dem König, sagt er (*), zur Natur geworden, fast an allen Dingen und Personen etwas lächerlich zu machen, und nie glänzte sein Witz mehr, als in solchen Fällen. Er ließ ihm auch um so mehr den Zügel, weil er glaubte, daß einem König seiner Art dies erlaubt sey. —

Graf Mirabeau möchte also doch Recht haben, wenn er sagt, daß Friedrich bey so einem Karakter nie die Liebe der Menschen gewann.

Das Jahr 1748. machte am 18. Oktober durch den Aachner Frieden, dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich und den mitverbundenen Mächten, ein Ende.

Bey diesem Friedenschluß wurde dem König von den friedschließenden Partheyen, Schlesien sammt Glaz garantirt.

Es

(†) Unter andern begegnete er dem Abbe Bastiani, den er der italienischen Litteratur wegen bey sich hatte, sehr hart — oft sagte er zu ihm: Er stelle den Infamen vor, der auf den sieben Bergen sitzt. Vous etes mon plastron, c'est sur vous, qui je decoche tout mon venin.

Büsching, S. 77.

(*) Ebendaselbst.

Es fiel ihm dadurch ein großer Stein vom Herzen. — —

Der rußische Hof setzte indessen seine Kriegszurüstungen fort. Es entstanden zwo Gegenpartheyen. Oesterreich, Rußland und Britannien von der einen Seite, Frankreich, Schweden und Preussen von der andern.

Die russischen Truppen waren bereits bis in den fränkischen Kreis gegen die Franzosen vorgerückt; sie zogen sich aber nach erfolgtem Frieden wieder zurück, und nahmen ihre Winterquartiere in Böhmen und Mähren.

Die Anführer hatten den Befehl, im Vorbeyzug längst der preussischen Gränze die strengste Mannszucht zu halten. Das Feuer glimmte zwar unter der Asche, aber man fand noch nicht für gut, es ausbrechen zu lassen.

In diesem Jahr hob Friedrich sämmtliche Landesjustizkollegien auf, wodurch so viel würdige Hof- und Kammergerichtsräthe ihr Brod verloren, und mit ihrer Familie in großes Elend (*) geriethen.

Cocceji hatte sie dem König als untaugliche oder eigensinnige Leute beschrieben, und Friedrich der Einzige, der Große, der Weise, der Landesvater, machte ohne weitere Untersuchung (**), im blinden Ver-

(*) Ueber Friedrichs Karakter von Büsching. Seite 239.

(**) Herr Fischer sagt, daß unter den aufgehobenen Räthen auch der würdige Nüßler war, der deswegen dem Groß-

Vertrauen auf seinen Großkanzler, mit einem Federstrich eine Anzahl guter Unterthanen zu Bettlern.

Friedrich macht dadurch in der Geschichte Epoche, daß er die Mode einführte, größere Heere (*) im Frieden zu erhalten, als man vormals im Feld erscheinen ließ; allein eben diese Mode reizte die Eifersucht der übrigen Mächte.

Man muthete ihm Vergrößerungsabsichten zu, und bemühete sich daher, dem anwachsenden Strom bey Zeiten einen Damm zu setzen.

Rußland rüstete sich mehr als je. Es vermehrte seine Truppen in Liefland, und schickte ganze Züge schweres Geschütze dahin. In Finland traf man gegen die Gränzen von Schweden die nämlichen Anstalten.

König Friedrich erklärte zwar öffentlich, daß er keine gefährlichen Absichten gegen die russische Kaiserinn hegte, noch eine Regierungsveränderung in Schweden vorzunehmen suchte: er schrieb sogar an den König von England, und bat ihn, das in der Asche glimmende Feuer zu ersticken; aber man kehrte sich in Rußland wenig an diese Versicherungen, und Friedrich

 fühlte

Großkanzler die Meinung derb sagte. Cocceji fand aber nicht für gut, sich zu rechtfertigen, ungeachtet die alte Königinn und der Kabinetsminister Podewils es ihm sehr nahe legten. S. 263.

(*) Fischer, erster Theil. Seite 268. Eigentlich war Ludwig XIV. der Stifter stehender Armeen. A. d. H.

fühlte nun zu seinem Schaden (*), daß die Kaiserinnen nicht so ungeahndet über sich spotten lassen, als D'Argens, ein Maupertuis, oder ein Kammerherr Pölniz. — —

Es ist natürlich, daß Oesterreich bey dem großen Kriegsspiel, das über kurz in Europa aufgeführt werden sollte, nicht Willens war, einen Zuschauer abzugeben.

Diese Macht konnte, wie Herr Fischer sagt, den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen, das zu ihrem großen Verdruß dem Könige jezt 8 Millionen einbrachte (**), da es vormals nur 2 Millionen abwarf. Das war freylich ein sehr großer Abstand; nur hätte man auch die Schlesier im Vertrauen befragen sollen, ob sie sich auf diese wiederholte starke preussische Aderläße so wohl befanden, als auf die österreichische gelind abführende Mittel?

Oesterreich rüstete sich also nach dem Beyspiel seiner Nachbarn. Man verbesserte die Kriegsverfassung, errichtete neue Regimenter, übte die Truppen, und führte die Grundsäze der preussischen (†) Taktik ein (††).

Im

(*) Les plaisanteries de Fréderic sur cette princesse lui coûtérent fort cher, et il sentit trop tard, que le mal qu'on dit d'autrui ne produit, que du mal.
V. Vie de Fréd. Tom. I. p. 331.

(**) Fischer, erster Theil. S. 262.

(†) Vie de Fréder. Tom. I. p. 147.

(††) Vielleicht finden unsere Nachkömmlinge an dieser preussischen Taktik manches zu ändern. Vielleicht glauben sie,

Im Jahr 1750. fiengen in Deutschland die Unterhandlungen wegen der Wahl eines römischen Königs an. **Mainz**, **Trier**, **Baiern** und **Hannover**, waren bereits über diese Wahl einig. Es war darum zu thun, auch die Stimmen von **Sachsen**, **Kölln** und **Brandenburg** zu gewinnen.

Der kaiserliche Hof ließ durch seinen Gesandten dem König sein Vorhaben eröffnen, und versprach sichs von seiner Freundschaft, daß er durch seine Stimme diese Wahl erleichtern würde.

Es mag nun vielleicht den König verdrossen haben, daß man erst dann bey ihm anklopfte, als man bereits die meisten übrigen Stimmen hatte: vielleicht träumte er sich selbst eine schmeichelhafte Aussicht zur Kaiserkrone, genug, er wollte von keiner Königswahl wissen.

Er erklärte in den höflichsten (*) Ausdrücken: daß man sich bey der Blüthe des Alters und der

 voll-

sie, daß durch dieselbe der persönliche Muth des Soldaten erstickt werde; vielleicht erfahren sie es sogar, daß diese preussische Taktik mit einer taktiklosen, aber muthvollen, von Patriotismus und Freyheitsgefühl entflammten Truppe es nicht aufnehmen könne. — — — A. d. H.

(*) Friedrichs Höflichkeit erstreckte sich nur auf Ausländer, und auf Leute, von denen er einigen Dienst erwartete, oder die er sonst zu schonen Ursache hatte. Im allgemeinen machte er die andern gern lächerlich; er ließ sie seinen Vorrang fühlen und sagte Leuten, die es gar nicht verdienten, die bittersten Dinge. **Voltäre** schilderte, als er sich

vollkommenen Gesundheit des Kaisers, und vorzüglich bey der gegenwärtigen Ruhe in Deutschland und Europa, mit der Wahl nicht zu übereilen, und die Großjährigkeit des Erzherzogs abzuwarten hätte.

Allein Hannover, Mainz und Baiern antworteten, daß gerade die Zeit, wo Europa im Frieden lebte, die schicklichste zur Wahl eines römischen Königs wäre; daß die Gesundheit des Kaisers nicht besorgen ließ, daß er etwan vor der Großjährigkeit des römischen Königs sterben möchte, und daß es in jedem Fall besser sey, einen minderjährigen Kaiser, als gar keinen zu haben.

Es wurden über diesen Gegenstand eine Menge Schriften gewechselt. Im Grund diente der Eigensinn des Königs blos dazu, die Gemüther zu verbittern, und den Wienerhof noch mehr wider ihn aufzubringen.

Friedrich gab sich bisher vergebliche Mühe, Voltären an seinen Hof zu ziehen. Er bedurfte eines Mannes, der seine Verse ausbesserte, und im Fall der Noth ein elegantes Manifest (*) verfertigte.

Vol-

sich einst zu Potsdam auf einen Marmortisch lehnte, den König durch zwey Worte: Le Roi ressemble à cette table: dur et poli. (Der König gleicht diesem Marmortisch: Hart und geschliffen.) Siehe Vie de Fréd. Tom. I. pag. 210.

(*) Man sehe das erste Bändchen. S. 58.

Voltäre hingegen besorgte mit Recht (*), an diesem Hof seine Freyheit zu verlieren, und schlug anfänglich die Einladung unter dem Vorwand des rauhen Klima ab.

Friedrich schickte ihm zwey Melonen, die in den Gärten zu Potsdam gewachsen waren (†), um ihm zu zeigen, daß bey ihm ein milder Himmelsstrich sey, weil in königlichen Gärten Melonen wachsen.

Voltär nahm nun die Unbeständigkeit der Könige (††) zum Deckmantel. Friedrich schrieb ihm einen sehr schönen Brief, um ihn auch über diesen Punkt zu beruhigen.

Immer mehr in die Enge getrieben, schützte Voltär endlich die Reisekosten vor. Friedrich ließ ihm 6000 Livres auszahlen; noch wankte unser Poet, bis ihn endlich ein Zufall, der seine Eigenliebe beleidigte, zum Entschluß brachte.

D'Arnaud hatte dem König eine Epistel geschickt, auf die Friedrich in einigen Versen antwortete, worinn er sagte, daß Voltäre im Niedergang, D'Arnaud aber im Aufgang sey.

Dieser Brief kam Voltären in die Hände, als er noch zu Bette lag. Was? schrie er, und sprang im Hemd aus dem Bette, D'Arnaud im Aufgang! Voltäre im Niedergang! — — Friedrich mag

 sein

(*) Vie de Fréder. IV. Tom. p. 38.
(†) Ebendaselbst.
(††) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 38.

sein Regierungsgeschäft verstehen: aber er soll es bleiben lassen, mich zu beurtheilen (*).

Ich werde reisen, ja ich werde reisen, und werd' es diesem König zeigen, daß ich noch nicht untergehe. —

Er reisete auch kurze Zeit darauf ab, und kam 1750. im Juni nach Berlin.

Voltäre wurde an Friedrichs Hof auf das freundschaftlichste aufgenommen. Er wohnte in den Zimmern des Marschalls von Sachsen, hatte die königlichen Bedienten zu seinem Befehl, bekam einen vergoldeten Kammerschlüssel an die Rocktasche, und den Verdienstorden um den Hals.

Seine ganze Beschäftigung war, die königlichen Verse auszubessern; dafür erhielt er für sich und seine Nichte jährlich 5000 Thaler.

Voltär bekennet selbst (**), daß er nichts angenehmers als diesen Stand kannte, und doch suchte er schon nach einem Jahr dieses Götterleben los zu werden.

Spötter thun selten lange gut bey einander; besonders wenn beyde Poeten sind.

Friedrich verglich seinen Gast mit einer Pomeranze (***), die man wegwirft, wenn man den Saft ausgedrückt hat; Voltäre hingegen sagte bey einer Gelegenheit, als ihm Friedrich eben Verse zum ausfeilen

(*) Vie de Fréderic II. Tom. IV. p. 39.

(**) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 90.

(***) Ebendaselbst. Seite 94.

seilen schickte, daß er des Königs schmutzige Wäsche (*) waschen müße.

Beyde Theile erfuhren die wechselseitige Spötterey. Voltäre wollte durchaus keine Pomeranze seyn, die man wegwirft, wann der Saft ausgedrückt ist; den König aber verdroß es, daß Voltäre seine Verse mit einer schmutzigen Wäsche (**) verglich, da doch in

 seiner

(*) Voila le Roi, qui m'envoye son linge sale à blanchir. Vie de Fréd. Tom. IV. p. 202. Es war der General Manstein, dem Voltär dieß sagte, und der dann nicht ermangelte, diese Spötterey dem König zu hinterbringen.

(**) Das Gleichniß paßt so übel nicht. Es war wirklich Wäscherarbeit, die Verse eines Königs zu reinigen, der keine französische Zeile ohne orthographische Fehler schreiben konnte, und doch französische Verse machen wollte. — Herr Büsching, der S. 32. selbst einen fehlervollen Brief von des Königs eigner Hand anführt, sucht unsern gekrönten Poeten dadurch zu entschuldigen, daß die meisten Könige schlecht orthographisch schrieben; allein es ist, mit Herrn Büschings Erlaubniß, hier ein großer Unterschied; denn die übrigen Könige hatten nicht die Raserey, französische Verse zu machen. Wenn man den von Hrn. Büsching angeführten Originalbrief des Königs liest, so sollte man glauben, daß Friedrich entweder diesen (†) Brief nicht geschrieben, oder die schönen Verse nicht gemacht habe, die nach der Hand von ihm erschienen.

Es ist überhaupt schwer, über Friedrichs poetische und prosaische Werke zu urtheilen, sagt unser französische Biograph, S. 102. 4ter Theil. Voltär rühmt sich, daß er sie verbessert habe; andere prahlen nach seinem Tode, daß sie ihm die Materialien zu seiner

Ge-

seiner Einbildung Voltär; was den innerlichen Werth betraf, in Prosa und Poesie weit unter ihm stand.

Dazu kam noch Voltärs bekannte Fehde mit dem Präsidenten der Akademie.

Mau-

Geschichte geliefert hätten; wenn man ihm aber Stoff und Stil nimmt, was bleibt dem König übrig?

(†) J'ai Lu cet Essai de traduction de Taccite que vour m'envoyes contre le quel il n'y a rien a dire, mais c'est la Description des moeurs des germains, ce n'est pas ce quil y a de Difficile de traduire, mais son stille sentencieux, et Energique, dont il trace en peu de mots les caractere et les vice des Empereurs Romains, que les traducteurs s'essayent sur la Vie de Tibere d'un, clode, ce stile laconique et Pintoresque en meme tems ou au moyein de deux mots il exprime tant de chosses est ce qui merite L'Imitation de nos auteurs. Peu de parolles et beaucoup de sens. Voila ce que nos Ecrivains doivent se prescrire comme la Regle Inviolable de leurs productions.

Tot Verbas tot spondera.

Je vous demande pardon de ce que mon ignorance a la hardiesse de citer du latin a votre sapiance, mais c'est une presomtion que j'espere vous pardonerai. *Frederic.*

Aus diesem Brief ersieht man (ausser den französischen und lateinischen Sprachschnitzern), daß Friedrich auch ein schlechter Kunstrichter über Werke des Geschmackes war; denn gerade dieser sentenzmäßige malerische Stil wird dem Tacitus von allen Kennern als ein Fehler vorgeworfen. — Doch Friedrich konnte überhaupt nicht über den Werth klassischer Autoren entscheiden, da er sie, nach Herrn Büschings Geständniß, nur aus französischen, und also meist schlechten Uebersetzungen kannte. A. d. H.

Maupertuis schrieb ein sehr lächerliches Buch. Voltär glaubte, daß man über ein lächerliches Buch lachen dürfe, und lachte und spottete, und schrieb also dawider.

Friedrich selbst fand das Werk seines Akademiepräsidenten lächerlich und unsinnig, und machte sich in einer Schrift über das Loch zum Mittelpunkt der Erde, über die lateinische Stadt, die Harzkur, und mehr andere Albernheiten dieses Buches lustig.

Er wollte aber nicht, daß andere darüber schrieben und sich lustig machten. Sein Wahlspruch war (*): **keinen Lermen, wenn ich ihn nicht mache**: Friedrich ließ also (sein eigenes Werk ausgenommen) alles verbrennen, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Voltärs Schrift warf der König eigenhändig in den Kamin. Dieser sagte, daß ihm die Ehre verbrannt zu werden, nun zum zweytenmal wiederführe: in Paris, durch den Henker, und in Berlin, durch die Hände des Königs.

Indessen benahm ihm dieses Autodafe die Lust, länger an einem Hof zu leben, wo seine Freymüthigkeit einem König misfallen mußte, der unumschränkter herrschte, als der Großtürk (**), und der nur allein das Recht zu haben glaubte, über andere zu spotten, und alles lächerlich zu machen. Er befahl seinem Bedienten, so wie er aus dem Zimmer des Königs trat, ihm

(*) Geheime Nachrichten. Seite 89.

(**) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 101.

ihm den Verdienstorden und den Kammerschlüssel abzunehmen: (*) befreyet mich, sagte er, von diesen schimpflichen Merkmaalen der Sklaverey. Er hieng darauf beyde an den Zimmerschlüssel (**) des Königs, und gieng von Potsdam nach Berlin, indem er die schönen Geister verwünschte, die das Reich der schönen Wissenschaften so beherrschen wollen, wie ein (***) Regiment.

Friedrich schickte den Abbe Prades nach Berlin, um Voltären im Namen des Königs anzudeuten, daß er auf der Stelle dem Maupertuis (†) schriftlich Abbitte thue, und daß er, der Abbe, den Auftrag habe, dem König eine bestimmte Antwort zu überbringen. *Qu'il aille se faire F...* (††) war Voltärs Antwort.

Wie! rief der erschrockene Abbe, diese Antwort soll ich dem König bringen! Ja, sagte Voltär, und

Sie

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 48.

(**) Ebendaselbst.

(***) En maudissant les beaux esprits, qui veulent gouverner l'impire des beaux lettres, comme un regiment. Vie de Fréd. T. IV. pag. 44.

(†) Herr Büsching nennt diesen Maupertuis einen seichten aber eben deswegen hochmüthigen Gelehrten; von Voltären aber sagt er: daß er ein Mann von unerschöpflichem Witz, ein guter Dichter nach französischer Art, ein schöner Stilist, ein theoretischer und practischer Komödiant, ein seichter Geschichtkenner und Philosoph, ein großer Spötter und ein geldhungriger Mann war. S. 75.

(††) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 48. Zu deutsch ungefähr: er soll zum Henker gehen; denn unsre deutsche Sprache ist zu arm, um diese französische Zotte bestimmter zu geben.

Sie können noch hinzusetzen, daß ich Sie ebenfalls mit ihm *faire F....* schicke.

Zitternd kehrte der Abbe nach Potsdam zurück. Der König wollte die Antwort wissen; der Abbe stammelt sie endlich auf wiederholten Befehl heraus. Friedrich zerplatzte fast vor lachen, und ließ sich die Antwort öfters wiederholen, und lachte immer stärker. Er fand in der ganzen Antwort nichts als den lächerlichen Ausbruch eines aufgebrachten Menschen, der nichts vermag, es aber mit einem Manne zu thun hat, der alles vermag (*).

Anstatt Voltären seinen Zorn fühlen zu lassen, söhnte ihn gerade diese französische Zotte mit ihm aus. Er schickte ihm Kammerschlüssel und Orden zurück, und berief ihn wieder nach Potsdam. Man lachte, umarmte sich, und suppirte wieder zusammen.

Diese Versöhnung war von keiner Dauer. Die Gemüther der schönen Geister waren verstimmt. Es herrschte kein Vertrauen mehr unter ihnen, und Friedrich, der wohl merkte, daß er unter ihnen nicht allein glänzen, und nicht nach seiner Phantasie über sie herrschen könne, wurde ihrer endlich auch satt.

Der vernünftige d'Argent hatte sich bereits von einer Schaubühne zurückgezogen, wo die Akteurs ganz Europa zu lachen gaben. Algarotti war ihm nachgefolgt. — —

(*) Fréderic n'y vit que l'explosion ridicule d'un homme en colére, qui ne pouvoit rien, contre un homme, qui pouvait tout. Vie de Fréd. p. 49.

Voltäre, der sich neuerdings mit dem König zerwarf, bath um seine Entlassung. Friedrich ertheilt sie ihm, läßt ihm aber Orden, Kammerschlüssel und Kontrakt absordern.

Vier französische Verse (*) söhnen sie wieder aus, und der so oft hin und her spazierte Kammerschlüssel kömmt wieder an Voltärs Rocktasche. Es wird von keiner Abreise mehr geredt; nach drey Monaten aber bath Voltär um die Erlaubniß, die Brunnenkur vom Plombieres brauchen zu dürfen.

Es war ein bloßer Vorwand — Ich hielt noch ein Abendmahl des Damokles aus, sagt Voltäre in seinen geheimen Nachrichten (**), nach welchem ich mit dem Versprechen, wieder zu kommen, und dem festen Vorsatz, ihn nie wieder zu sehen, abreisete.

Friedrich merkte, daß diese Brunnenkur ein Vorwand sey, und ließ Voltären in Frankfurt anhalten. Dort forderte man ihm Kammerschlüssel, Orden, und die poetischen Werke des Königs wieder ab.

Er wurde auf Befehl seines königlichen Freundes, sammt seiner Nichte durch einen ganzen Monat von zwölf

(*) Als Voltäre dem König seine Gnadenzeichen zurückschickte, legte er folgende Verse bey:

Je les reçus avec tendresse
Et je les rends avec douleur.
Comme un amant dans sa fougueuse ardeur
Rend le portrait de sa maitresse.

(zu deutsch) Ich empfieng sie mit Entzücken, und geb sie mit Schmerzen zurück, so wie ein erzürnter Liebhaber in seiner ersten Hitze das Portrait seiner Geliebten zurück giebt.

(**) Seite 102.

zwölf Soldaten auf seinem Gasthof bewacht, und mußte am Ende alle Kosten bezahlen.

Voltäre sagt, daß es ihm ungefähr die Summe kostete, die der König ausgab, ihn kommen zu lassen.

In der Folge geschah abermal eine Versöhnung. Friedrich schickte ihm wieder seine schmutzige Wäsche zum Waschen zu, und schlug ihm neuerdings vor, nach Berlin zu kommen; Voltäre aber war durch den Frankfurterauftritt bereits von der Eitelkeit geheilt, mit poetischen Königen (*) auf vertrautem Fuß zu leben.

Voltäre, der gewiß ein guter Beobachter war, hat uns eine Schilderung von Friederichs Privatleben hinterlassen. Sie kömmt im Wesentlichen mit dem Gemälde überein, das uns Herr Büsching davon aufgestellt hat.

Friedrich stand im Sommer um 5 Uhr Morgens, und im Winter um 6 auf, und kleidete sich mit Hülf eines Bedienten, meistens aber allein an. Sein Zimmer war ganz artig. Ein prächtiges silbernes Geländer, mit kleinen sehr gut geschnittenen Amuretten geziert, schien das untere Gestell eines Bettes zu schließen, von dem man die Vorhänge sah. Aber hinter den Vorhängen war statt des Bettes eine Bibliotheck. — Die eigentliche Liegerstatt des Königs bestand aus einem Gurtbett, mit einer dünnen Matratze, und stand hinter einem Schirm. Markus Aurelius Anto-

(*) Mais il ètoit corrigé de la vanitè de vivre familiérement avec les poétes-rois. Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 58.

Antoninus und Julianus, die zween Apostel des Stoyzismus konnten kein schlechters Lager haben.

Wann Seine Majestät angekleidet und gestiefelt waren, schenkte der Stoyker einige Augenblicke dem Epikur (*).

Nach diesem Jünglingszeitvertreib kam der Premierminister mit einem großen Pack Schriften unter dem Arm. Dieser Premierminister war ein Stück von einem Schreiber. Er bewohnte den zweyten Stock im Hause des Kammerdieners und königlichen Lieblings Fredersdorf. —

Die Staatssekretärs schickten alle Depeschen an diesen Beamten; dieser machte einen Auszug, und der König ließ am Rande durch ein paar Worte darauf antworten, oder schrieb wohl auch eigenhändig die Antwort hin. Die Geschäfte des Königreichs waren also in einer Stunde abgethan (**).

Sel-

(*) Es würde die Delikatesse beleidigen, wenn ich, was Voltär in seinen geheimen Nachrichten noch weiter über diesen Punkt sagt, ganz hersetzte. A. d. H.

(**) Man kann sich leicht vorstellen, wie so viel Geschäfte in so kurzer Zeit abgethan werden konnten. Die Kabinetssekretärs waren größtentheils gewesene Lakais des Königs, die nicht einmal Sprachkenntniß hatten. Es gab also Fehler und unbegreifliche Widersprüche. Eine Sammlung von den drolligten Antworten dieser Sekretäre wäre wirklich ein lustiges Ding. Wenn man von dem König eine Gnade verlangte, so sagte er öfters: höflich abgeschlagen (dur et poli) oder zugestanden — zeigte er aber üble Launen, so setzte der Sekretär, so wie er Feind oder Freund des Bittstellers oder gut oder übel von ihm bezahlt war, nach seiner eigenen Phantasie einige Ausdrücke hinzu. Ich kannte einen Mann, der die Antwort des Königs immer voraus sagte,

und

Selten kamen seine Staatssekretäre und Minister mit ihm zur Rede; es gab sogar einige, mit denen er nie gesprochen hatte. Sein verstorbener Vater hatte diese Ordnung bey der Staatsverwaltung eingeführt. Alles wurde so militärisch vollzogen, und der Gehorsam war so blind, daß ein Land von zweyhundert Meilen wie eine Abtey beherrscht wurde.

Gegen eilf Uhr hielt Friedrich gestiefelt in seinem Garten die Revüe des Leibregiments, und um die nämliche Stunde wurde sie durch das ganze Land von seinen Obersten mit den übrigen Regimentern gehalten.

Nach

und sich selten betrog. Der König unterzeichnete diese Kabinetsbefehle (wenn es nicht wichtige Staatsgeschäfte waren) ohne sie zu überlesen, und ließ also der Unwissenheit oder Bosheit seiner Sekretäre freyen Lauf. Daher so viel lächerliche Antworten, die man (wie ich glaube, nicht ganz ohne allen Grund, denn es war immer Friedrichs Schuld) auf Rechnung des Königs setzte, und die doch nur von seinen Sekretären herrührten. Oft ereignete es sich, daß des Königs Antworten zweydeutig wie ein Orakelspruch waren, und von beyden Theilen zu ihrem Vortheil ausgelegt wurden. Die Gerichtsstellen wußten oft nicht, wie sie die Kabinetsbefehle vollziehen sollten, und entschieden nach Eigensinn oder Leidenschaft. — Der König hieß seine Kabinetsräthe (†) gewöhnlich nur seine *Scribes*, und sie waren auch nichts anders. Vie de Fréd. Tom. IV. p. 205.

(†) Herr Büsching, der den König zu entschuldigen sucht, so gut sichs nur immer thun läßt, sagt, daß diese Regierungsart ein vortreffliches Mittel gegen den Minister-Despotismus war, scheint aber nicht zu bedenken, daß die Unterthanen der Habsucht schlecht bezahlter Sekretärs preis gegeben waren.

A. d. H.

Nach der Wachparade (*) speisten seine Brüder die Prinzen, ein paar Generäle, und einige Kammerherren (**) an seiner Tafel, die so gut war, als sie in einem Land seyn kann, wo weder Wildpret, noch gutes Schlachtfleisch, noch Federvieh zu bekommen ist, und wo man das Getreid aus Magdeburg holen muß. — Nach Tisch begab er sich allein in sein Kabinet, wo er bis 5 oder 6 Uhr Verse machte. (Hier scheint Voltär dem König etwas Unrecht zu thun, denn nach Herrn Büsching unterschrieb er während dieser Zeit die im Kabinet abgefaßte Briefe, und blies auf der Flöte.) Darauf kam ein junger Mensch, mit Namen D'Arget, der dem König vorlas. Um 7 Uhr fieng ein kleines Konzert an. Der König spielte darinn die Flöte (***), wie der Künstler, und

(*) Nach der Wachparade gieng er in einen Saal, um zu sehen, ob ihm niemand vorgestellt werde, oder ihn sonst jemand zu sprechen verlange. Er verweilte einige Minuten, und machte seine Verbeugungen, wenn auch Niemand als seine Livereydiener zugegen waren.

Vie de Fréd. pag. 206.

(**) Die Sache muß sich nach der Hand geändert haben; denn seine Brüder kamen fast nie nach Potsdam, und speisten auch nicht mit ihm, ausser im Karnaval zu Berlin. Ich weiß auch nicht, was Voltär mit seinen Kammerherren will. Dergleichen Leute wurden nie an seine Tafel gezogen; wohl aber gab Friedrich diesen Titel einigen von seinen Lieblingen, und dann waren es solche Kammerherren, wie ungefähr **Voltär**, oder der Marquis **d'Argent**, und späterhin **Luchesini**.

Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 208.

(***) Man erzählt, daß sich einst ein Dorfpfarrer vor dem König auf der Flöte hören ließ. Friedrich, der die Flöten-

und es wurden oft Stücke von seiner eigenen Komposition aufgeführt.

Friedrich war ein rasender Liebhaber von Musik. Tonkünstler und Sänger wurden von ihm reichlich bezahlt, die guten Flötenspieler ausgenommen (*), so wie er lange Zeit Niemand leiden konnte, der gute Verse machte.

Ein Künstler, der in ganz Europa für den besten Flötenspieler galt (**), kam nach Potsdam, und bat sich die Gnade aus, vor dem König blasen zu dürfen.

Friedrich ließ ihm auf sein Kabinet kommen, und legte ihm von seiner eigenen Komposition (***) ein äusserst schweres Stück vor.

Der Künstler spielte es mit allem nur möglichen Geschmack.

Er spielt vortreflich; sagte der König, es freut mich, so einen Künstler gehört zu haben.

 Ich

tenspieler nur immer mit einem Gegenkonzert belohnte, blies ihm nun auch ein Stückchen vor. Göttlich! herrlich! sagte unser Pfarrer, aber, hol mich der Teufel! keinen Takt — und der König soll geantwortet haben: hol mich der Teufel, er hats getroffen.

A. d. H.

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 211.

(**) Ebendaselbst.

(***) Herr Büsching sagt Seite 21, daß Friedrich einige Kenntnisse vom Generalbaß und von dem musikalischen Satz hatte, und daß er selbst Arien, Konzerte und über 100 Solos setzte; da er aber nur einige Kenntnisse von dem musikalischen Satz hatte, so wird es um seine Musikkomposition nicht besser ausgesehen haben, als um seine Verse.

A. d. H.

Ich muß ihm schon meine Zufriedenheit darüber bezeigen. Der entzückte Künstler überzählte schon im Geist die prächtige Belohnung.

Friedrich gieng seine Flöte zu holen, nun muß er auch mich hören, sagte er; er spielt darauf ein Konzert, und verabschiedet dann den Künstler mit seinem gewöhnlichen kleinen Kompliment — — — — — — — — — — —

Man speiste Abends in einem kleinen Saale, dessen sonderbarste Zierde ein Gemälde war, wozu er seinem Maler Pene, einem unsrer besten Koloristen, selbst die Zeichnung gab. Es war eine schlüpfrige priapeische Vorstellung (*). Man sah junge Mädchen und Nimphen, die in der Stellung der nächtlichen Liebe unter Faunen lagen; Amuretten, die die Scherze der Cyklopen sehr natürlich spielten; einige Personen, die aus vollem Halse lachten, indem sie diesen Liebeskämpfen zusahen; Turteltäubchen, die sich schnäbelten, Böcke, welche Ziegen, und Widders, die Schaafe bestiegen.

Die Mahlzeiten waren oft nicht weniger philosophisch. Ein verborgener Spion, sagt Voltär, der uns, dieses Gemäld zugleich sehend, zugehört hätte, würde geglaubt haben, die sieben Weisen Griechenlands in einem Bordell (**) zu hören. Niemals hat man an irgend einem Ort der Welt von allen abergläubischen Meinungen der Menschen mit so vieler Frey-

(*) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 65.

(**) Geheime Nachrichten. S. 65.

Freyheit gesprochen, und niemals wurden sie mit mehr Spott und größerer Verachtung behandelt. Gott (*) wurde geehrt; aber wer immer in seinem Namen die Menschheit betrogen hatte, wurde nicht geschont.

Niemals betrat den Pallast weder Weib noch Priester; kurz, Friedrich lebte ohne Hof, ohne Rath, ohne Gottesdienst.

In den Wintermonaten machten die sogenannten Karnevalslustbarkeiten einige Veränderungen in der gewöhnlichen Lebensart des Königs. Er kam jährlich einige Tage, vor Weihnachten nach Berlin, wo er prächtige Opern, Bälle, Redouten und Gastmahle (**) gab. Es geschah aber mehr des Hofes, der Berliner und der (***) Fremden wegen.

Um diese Zeit verschwendete er, besonders an Gallatagen, vielen Pracht. Es war ein sehr schönes Schauspiel, den König an der Tafel, unter dem schön-

(*) Wann La Metrie mit an der Tafel war, so wird es auch um diese Verehrung windig ausgesehen haben; denn Voltäre nennt ihn selbst des Königs Atheisten. Dieser La Metrie war nach Herrn Büschings Ausspruch ein schlechter Arzt, aber ein guter Trinker, ein Erzspötter der Religion und ein Narr. Herr Büsching glaubt, daß man nur sein vom Kupferstecher Schmidt gestochenes Bildniß ansehen dürfe.
A. d. H.

(**) Unter Friedrichs scheinbarer Verschwendung lag immer eine eigennützige, ökonomische Absicht. Er gab diese prächtige Opern, um vermögliche Fremde in das Land zu locken. A. d. H.

(***) Büsching über Fried. Karakter. S. 27.

sten Service (*), umrungen von zwanzig Reichsfürsten, dreißig Pagen und eben so vielen jungen Heyducken zu sehen, die prächtig gekleidet, große goldene Schüsseln von Massivarbeit trugen.

Die großen Staats- und Hofbedienten erschienen dann; aber sonst kannte man sie nicht.

Nach der Tafel gieng man in den großen Opernsaal, wo man die schönsten Stimmen hörte, und die besten Tänzer sah, die alle königlich bezahlt waren: indessen der italiänische Operndichter nur 2000 Livres hatte.

Dieser Poet bezahlte sich aber mit seinen eigenen Händen.

Er trennte (**) eines Tages in einer Kapelle des ersten Königs von Preussen, die alten goldenen Tressen herab, womit sie geziert war — Friedrich glaubte nichts dabey verloren zu haben, weil er nie eine Kapelle besucht; überdies hatte er eben (er war damals schon im Besitze von Schlesien) eine Abhandlung zu Gunsten der Räuber (***) geschrieben, die in den Sammlungen seiner Akademie gedruckt worden ist, und hielt es also nicht für thunlich, diesmal seine Schrift durch die That zu widerlegen. — — — — — — — — — — —

Des

(*) Dieses Tafelservis kostete dem König eine Million und 300,000 Thaler. Fischer, S. 294.

(**) Geheime Nachrichten. S. 73.

(***) Voltär, in seinen geheimen Nachrichten. S. 73.

Des Königs Aufenthalt in Berlin dauerte nur ungefähr vier Wochen.

Er hörte mit seinem Geburtstage auf, und Friedrich kehrte um so vergnügter nach Potsdam zurück, je weniger ihm (*) Berlin gefiel.

Um die nämliche Zeit, als der Dichter Voltär aus Westen zum Salomo in Norden hinzog, schickte auch der Chan der Krimme, der von Friedrichs Thaten reden gehört hatte, aus Osten einen Gesandten nach Berlin.

Diese Gesandtschaft machte Aufsehen, besonders am russischen Hofe, wo man Nachricht haben wollte, daß der König an einem Bündnisse mit der Pforte arbeiten ließ. Die Sache war so unwahrscheinlich nicht. Bey einem Bruch mit Rußland wäre eine türkische Allianz allerdings sehr vortheilhaft gewesen.

Den 2ten Dezember gieng der russische Gesandte von Berlin ab, und alsogleich berief der König den Seinigen von Petersburg zurück.

Der russische Hof beschwerte sich, daß man seinem Gesandten in Berlin mit so wenig Achtung begegne: daß man sich weigerte, die Abrufung der russischen Unterthanen aus fremden Diensten in die Berlinerzeitung einzurücken, und daß man zween russische Offiziere gefangen hielt. —

Der Berlinerhof antwortete hierauf, daß sich zween Höfe eben nicht deswegen entzweyen dürfen, wenn

(*) Büsching, über Fried. Karakter. Seite 28.

wenn ein Gesandter nicht die Eigenschaft besitzt (*), sich durch sein Betragen Hochachtung zu erwerben: daß die in preussische Dienste geschickte Russen nicht mit der Bedingniß gegeben wurden, um sie nach Belieben abrufen zu können; und daß man die zween Offiziere deswegen gefangen gesetzt habe, weil sie ohne Abschied Preussen verlassen wollten. —

Nach dem Ausspruch der preussischen Geschichtschreiber, war es der Graf von Bestuchef, der diese Mishelligkeiten anzettelte, um den persönlichen Haß (**) der Kaiserinn gegen den König noch mehr in Gährung zu bringen.

Friedrich rächte sich an diesem Minister in einer poetischen Epistel. —

„Ich sehe die Hyperboreer, heißt es in der Ode über „die nordischen Unruhen, die Nachbarn der sinesi„schen Mauer, und die Völker an den Ufern des Dons „aufgerafft, ihrem eignen Untergang entgegen eilen. „Sie stehen bewundernd, daß ein Staatstyrann sie „alle zusammen an die Ostsee hat versammeln können. „Siehe du Geisel von Rußland, verwünschungswür„diger Minister, das ist die nichtswürdige Frucht „aller deiner Frevelthaten! Ungeheuer! das die Zwie„tracht aus der Hölle ausgespieen hat. — Es ist dein „treuloser Geist, es ist deine greuliche Wuth, welche „die Welt verwirrt.“ — —

(*) Wer verkennt hier Friedrichs *dur & poli!*

(**) Wie wir bereits wissen, entstand dieser Haß aus einigen satirischen Reden des Königs.

A. d. H.

In der Ode an die Königinn Ulrike kömmt es noch ärger.

„Ein Ungeheuer, das die Hölle an die Küsten „der Ostsee auswarf, das der unversöhnliche Haß mit „seiner Wuth gesäugt hat, das von der Zwietracht in „der ruchlosen Kunst unterrichtet war, die der abscheu„liche Machiavell (*) einst zu Florenz lehrte, dies Un„geheuer erhob durch die Unterwerfung seiner weichli„chen Regentinn sein stolzes Glück ganz nahe an den „Thron, und der bebende Russe, den dieser Wüthe„rich regiert, gehorcht in seiner Dummheit und aus „Niederträchtigkeit.“ u. s. w.

In diesem Tone geht es noch durch mehrere Oden fort. Poetisches Verdienst ist freylich wenig darinn; aber man sieht wenigstens, wie sich Friedrich der Weise an fremden (**) Ministern und Höfen zu rächen pflegte.

Die Unterhandlungen wegen der römischen Königswahl währten noch immer fort. Marie Theresie äusserte sich, gegen den preussischen Gesandten bey seiner Abschiedsaudienz (***), daß sie sich nicht schmei-

(*) Der nämliche Machiavell, den Friedrich als Prinz widerlegte, und als König in vielen Stücken zum Muster nahm. A. d. H.

(**) Der sächsische Staatsminister von Brühl wurde ebenfalls mit einer königl. Ode beehrt. Unglücklicher Sklave deines Glückes, heißt es, unumschränkter Beherrscher eines allzunachsichtigen Königs u. s. w.

(***) Fischer, erster Theil, Seite 302.

cheln könnte, von dem König das geringste Merkmaal einer Höflichkeit empfangen zu haben.

Friedrich gab darauf dem kaiserlichen Gesandten in Berlin nicht undeutlich zu verstehen, daß die bisher durch eingestreute Schwierigkeiten immer noch verzögerte (*) Reichsgarantie des Dresdnerfrieden die Ursache seiner Widersetzlichkeit wär: er ließ auch sein Misvergnügen darüber blicken, daß man sich erst dann an ihn wandte, wie man mit den meisten Kurfürsten schon verstanden war.

Der kaiserliche Hof ließ nun durch ein Kommissionsdekret die Reichsversammlung wegen der Garantie von Schlesien in Bewegung setzen, und so erfolgte am 14. Mai 1751, jedoch mit Vorbehaltung der Reichsrechte, die seit 1746. vom König angesuchte Reichsgewährleistung.

Der Hauptstein des Anstoßes war also aus dem Weg geräumt, und der Wienerhof versprach sich nun von preussischer Seite mehr Nachgiebigkeit. Doch Friedrich hatte kaum was er wollte, so spannte er die Saiten schon wieder höher.

Er schrieb nun dem Wienerhof Bedingnisse vor, ohne welche die Königswahl nicht Statt haben könnte.

Man müßte erstens (**) unter seiner und (***) Frankreichs Vermittlung den Kuhrfürsten von der Pfalz

(*) Fischer, erster Theil, Seite 302.

Pfalz für dessen Ansprüche an Oesterreich befriedigen; dann sollte der Kaiserhof mit seinen Bundsgenossen die Ruhe in Norden garantiren, wo hingegen er, der König, sammt seinen Alliirten für die Fortdauer der gegenwärtigen Regierungsform in Schweden gutstehen wollte; übrigens müßte man auch vorläufig über die Vormundschaft des neuen römischen Königs überein-kommen, falls er minderjährig zur Regierung ge-langte. — — — —

Kurz, der schlaue Friedrich setzte solche Beding-nisse, von denen er vorläufig wußte, daß sie der Wie-nerhof nie eingehen würde.

Oesterreich hatte die preussischen Vorschläge ver-worfen.

Der politische Himmel wurde immer trüber, und das fürchterliche Kriegsgewitter näherte sich allmählich.

Zwischen Rußland und Preussen entspannen sich neue Mishelligkeiten. Einige russische Kaufleute wur-den auf ihrem Rückweg von Danzig mit ihrer Waare in Königsberg angehalten. Der König ließ sie frey, und befahl, daß so etwas in Zukunft nicht mehr ge-schähe. Rußland glaubte, daß so etwas nie hätte ge-schehen sollen, und ließ daher durch sein Kommerz-

kolle-

(**) Ebendaselbst. Seite 305.

(***) Der Marschall von Noailles war der Meinung, daß sich Frankreich in die römische Königswahl nicht mischen sollte. Fischer, erster Theil. Seite 305.

kollegium den Befehl ergehen, daß die russischen Waaren von nun an, ohne die preussischen Gränzen zu berühren, zu Meer oder durch Pohlen ihren Weg nehmen. —

Die Abneigung beyder Höfe war aufs äußerste.

Der Wienerhof hatte indessen troz der preussischen Bedingnisse sein Projekt nicht ausser Augen verloren. Man arbeitete mehr als je an der Königswahl, und England beeiferte sich alle Wahlstimmen für den Erzherzog Joseph zu gewinnen; aber indem sich beyde Höfe ihrer Sache gewiß glaubten, wälzte der schlaue Friedrich einen neuen Stein in den Weg.

Es traten unvermuthet die altfürstlichen Glieder des Fürstenraths auf, und wollten Theil an der Wahl haben. Unterstüzt von Friedrich (*) und vom pfälzischen Kurfürsten, ließ der Markgraf von Anspach alle fürstliche Häuser in einem Kreisschreiben auffordern, dem Mainzischen Reichsdirektorium vorzustellen, daß das Fürstenkollegium nicht eher zu einer Wahl schreiten würde, bis in den drey Reichskollegien die Frage entschieden: ob diese Wahl nothwendig sey?

Dieses Cirkularschreiben war ein Feuerschwärmer, den Friedrich unter die Reichsfürsten warf. Alles gerieth in Bewegung. Die meisten altfürstlichen Häuser glaubten, daß sie diese Gelegenheit benuzen müßten, ihre Rechte aufrecht zu erhalten. — —

Sie

(*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 153.

Sie gewannen nichts bey der Sache (*). Nur Friedrich gewann; denn die Wahlunterhandlung gerieth ins Stocken. —

Oesterreich suchte dem König für dieses Freundstück einen kleinen Gegenverdruß zu machen. Hannover brachte über den Besitz von Ostfriesland seine Klagen beym Reichshofrath an. Friedrich ließ zwo Staatsschriften austheilen, worinn er seine Mitstände von der Rechtmäßigkeit seines Eigenthums zu überzeugen suchte. Er ließ ihnen die Entscheidung über, ohne sich aber, wie Herr Fischer S. 314 sehr schön bemerkt, weiter mit diesem Reichsgericht abzugeben: das heißt, Friedrich verließ sich auf seinen Wahlspruch: *beati possidentes.* — — — — — — — — — —

Es ist sonderbar, daß Friederich, der keine Religion hatte (**), doch Leute fand, die ihm gerade der Religion wegen anhiengen.

Unter diese sonderbaren Leute gehörten auch die in den österreichischen Staaten zerstreuten Protestanten.

Sie zeigten während des letzten Krieges offenbare Anhänglichkeit für Preussen, und suchten ihre Religion und ihren Geist immer weiter auszubreiten. Der

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 314.

(**) Man hat während seiner ganzen königlichen Regierung keine Spur gehabt, daß er Gott durch Dankbarkeit und Vertrauen geehret habe.

Büsching, S. 113.

Der Wienerhof glaubte, daß man solche gefährliche Unterthanen beschränken müße.

Man traf die Verfügung, daß alle Protestanten aus den sämmtlichen Erbländern nach Ungarn verpflanzt würden.

Es war nicht Religionshaß, wie Herr Fischer sagt, sondern Politik; aber freylich nicht die glücklichste.

Eine weise Duldung hätte die Gemüther dieser irrgeführten Unterthanen sicher eher gewonnen.

Der evangelische Reichskörper machte Theresien über diesen Vorgang (*) ehrerbiethige Vorstellungen; allein sie wurden in der Antwort an ihren Reichstagsgesandten mit (**) Heftigkeit verworfen.

Theresie merkte wohl, wer diese Mine springen ließ, und es mußte sie natürlicher Weise verdrießen, daß Friedrich sich sogar in ihre innere Staatsangelegenheiten mischte.

Der preussische Gesandte von Pollmann, gab sich alle Mühe, auf dem Reichstag eine günstige Erklärung in der ostfriesischen Sache zu bewirken; allein das Reichsgutachten fiel nachtheilig aus; der Kaiser genehmigte dasselbe, und die Sache ward an die Reichsgerichte gewiesen.

Der

(*) Fischer, erster Theil, Seite 318.

(**) Fischer, ebendaselbst.

Der hitzige (*) Pollmann theilte eine Schrift aus, worinn er das Reichsgutachten für erschlichen, und also für ungiltig erklärte. Er wollt' es durchaus unterdrückt wissen; das geschah nun nicht, und darüber ärgerte sich Pollmann so sehr, daß er kurz darauf vor Verdruß (**) starb — Die damaligen preussischen Staatsschriften waren überhaupt in hitzigen, heftigen Ausdrücken abgefaßt; man möchte sagen: sie hauchten Friedrichs Militärgeist. —

Um diese Zeit hörte Friedrich auf, die Freymaurerlogen zu besuchen; in der Folge wurde es auch den freymaurerischen Staatsministern (***) verboten. Er bemerkte wohl, daß die Grundsätze dieses Ordens nicht ganz in seinen Plan paßten.

Indessen ließ er ihnen doch die öffentliche Ausübung, und seinen Schutz — Die Freymaurer breiteten sich auch in seinen Staaten so sehr aus, daß sie gleichsam allgemein (†) wurden. Das heißt, sie hörten auf, Freymaurer zu seyn.

Die Mutterloge stimmte über Friedrichs Austritt (††) ein Trauerlied an: Verwayste Brüder, heißt es darinn, opfert ihm mit Zähren, hier am geweihten Altar, ihm, der ein starker Ring der

(*) Herr Fischer selbst giebt ihm diesen Namen, S. 327

(**) Fischer, S. 328.

(***) Ebendaselbst.

(†) Ebendaselbst.

(††) Es war die Loge zu den drey Kugeln in Berlin.

der Ordenskette gewesen war. — Man sieht aus diesem Paar Versen, daß es auch in den preussischen Logen schlechte Poeten gab.

Um den Kriegshimmel noch mehr zu umwölken, war schon seit zwey Jahren zwischen England und Preussen ein Zwist entstanden. England hatte im November 1752 einige preussische Fahrzeuge weggenommen.

Friedrich, der bisher immer vergebens auf Genugthuung drang, erklärte nun, daß er die noch auf Schlesien haftende, von ihm übernommene Schulden nicht weiter bezahlen wolle. —

Der König von England ließ in dieser Angelegenheit eine Kommißion niedersetzen — Friedrich war mit ihrer Entscheidung nicht zufrieden. — Er ernannte nun selbst Räthe, die den Handel untersuchen sollten. — Es wurde sehr viel Papier verschrieben; der Streit aber erst 1756 beygelegt, wo kleine Angelegenheiten weit wichtigern Platz machen mußten.

Der Zwietrachtsteufel war in die meisten Kabineter gefahren, und Jedermann konnte ohne prophetischen Geist zwischen verschiedenen Höfen einen nahen Bruch vorhersehen.

England und Frankreich zanckten sich in Kanada über einen Fleck Erde, wo zweyhundert Meilen Landes nicht so viel werth sind als zwey in Europa. — Es kam zu Feindseligkeiten, ohne daß man sich den Krieg angekündigt hatte.

Frank-

Frankreich erklärte die Engländer als die Urheber davon; es vermehrte seine Landtruppen, und machte Miene, den König von England in seinen deutschen Besitzungen anzugreifen.

König Georg suchte durch Hülfe seines Parlaments sein Kuhrfürstenthum in Sicherheit zu setzen, und verband sich mit Rußland und Hessen. Man war auf dem Punkt, zugleich Russen und Franzosen in Deutschland zu sehen.

Preussen glaubte auf seiner Hut seyn zu müssen. Friedrich wußte von der Verbindung des Wiener- Dresdner- und Petersburgerhofes, die ihm nach seiner Meinung den Untergang geschworen hatten. Die Gewitterwolke neigte sich gegen ihn. Er sann auf einen Ableiter, und sein schlaues Genie half ihm aus der Klemme.

Eh sichs Jemand versah, erklärte er öffentlich, daß er jede französische Truppe, die sich in Deutschland blicken ließ, als Feind ansehen würde (*). Diese Drohung veränderte mit einemmal die Szene.

Die

(*) Eigentlich war Friedrich mit dem Operationsplan der Franzosen nicht zufrieden, wenn es gleich der nämliche war, den er selbst 1744. vorgezeichnet hatte. Herr Fischer sagt, daß zu seiner glücklichen Ausführung ein enges Verbündniß mit Preussen gehörte, welches aber Frankreich verwahrlosete. — Es mag seyn, — die Franzosen aber behaupten noch bis diese Stunde, daß dieser Friedrichische Plan der schlechteste unter allen nur möglichen Kriegsplanen war.

A. d. H.

Die in Liefland versammelten russischen Truppen konnten wegen der preussischen Nachbarschaft, nichts weiter für England thun. Dieser Prinz wandte sich darauf an den Wienerhof, um Hülfe zu suchen. Allein man fand hier für gut, bey diesem Krieg mit Frankreich neutral zu bleiben. Der Vorwand war, daß man sich gegen Preussen, das sich stark rüstete, in Vertheidigungsstand setzen müsse. —

England sah, daß es von seinem Bündniß mit Wien und Petersburg wenig zu hoffen hätte, und war sich gleichsam selbst überlassen. (*)

Friedrich benützte Englands Verlegenheit, und bot ihm seine Hülfe in Deutschland an. Man hütete sich, so einen mächtigen Bundsgenossen (**) abzuweisen, und schloß im Anfang des Jahres 1756. mit Preussen einen Vertrag.

Frankreich hörte kaum von diesen Unterhandlungen, so schickte es den Herzog von Nivernois als ausserordentlichen Gesandten nach Berlin. Sein Auftrag war, das Bündniß mit England zu hintertreiben, und Frankreich und Preussen in einen neuen Bund zu vereinigen.

Frie-

(*) Vie de Frederic. Tom. I. p. 157.

(**) Ich führe immer die Worte preussischer Geschichtschreiber an.

A. d. H.

Friedrich blieb standhaft, und setzte seine Unterhandlungen mit England fort. Niemand wird ihm das Talent eines feinen Politikers absprechen.

Er war genau von der äussersten Schwäche der französischen Staatsverfassung, und dem Verfall dieses Reiches unterrichtet, wo Ludwig (*) den Fleuri nur für sich und nicht für den Staat erzog, sich ganz allen Lüsten überließ, und eine Pompadur mit ihren Anhängern die Staatsgeschäfte besorgte. — — — — — — —

Frankreich war also in Friedrichs Augen eine saftlose Pomeranze, die man wegwerfen muß.

Ludwig sah nun den von Friedrich selbst so schön entworfenen Operationsplan, England in seinen deutschen Besitzungen anzugreifen, zu Wasser werden, oder wenigstens verschoben. — Es blieb ihm nichts übrig, als mit dem Wienerhof ein Neutralitäts- und (**) Vertheidigungs-Bündniß zu schließen.

(*) Dies sind Herrn Fischers eigene Worte, erster Theil. Seite 372.

(**) Die Kaiserinn versprach in diesem Vertrag, an dem Krieg zwischen England und Frankreich keinen Theil zu nehmen; indessen aber garantiren sich beyde Mächte wechselseitig ihre Besitzungen in Europa, und geben sich im Fall eines Angriffes 24,000 Mann Hülfstruppen.

A. d. H.

Der erste Mai 1756. war der Tag, der in Versailles dieses Bündniß krönte, und zween sich bisher so abgeneigte Höfe mit einem Freundschaftsband umflocht. Dieser Bund war Raunizens Werk, und verewiget seinen Ruhm.

Frankreich hatte nun einen wichtigen Bundsgenossen in Deutschland, und Oesterreich glaubte, an Frankreich eine große Stütze wider Preussen zu haben, und allenfalls durch seinen Einfluß auch den schwedischen Hof (*) wider den König aufzuregen.

Friedrich wußte genau, was vorgieng. Der eigene kaiserl. Legationssekretär (**) machte den Verräther, und soll schon seit einigen Jahren vom König den Spiongehalt gezogen haben.

So hatte er auch einen sächsischen Sekretär gewonnen, der ihm mit jedem Posttag seit 1753. alle gehei-

(*) Vie de Fréd. 2. Tom. p. 3.

(**) Fischer, erster Band, Seite 381. Es war Weingarten der Jüngere. Dieser Verräther verließ das Haus des Kaiserlichen Gesandten und entwich aus Berlin. Sein Herr forderte ihn ab. Der König gab zum Schein Befehl, ihn einzuziehen und auszuliefern. Der Gesandte zeigte selbst den Ort an, wo er sich aufhielt; er war nicht mehr zu finden; seine Frau und Kinder aber wollte man nicht ausliefern, weil man sie unschuldig fand.

geheimen Depeschen des Dresdner-Kabinets (*) in Abschrift zuschickte.

Im Monat Juni wurden die russischen Zurüstungen in Liefland immer ernsthafter. Friedrich ließ seine Truppen in Niederpommern verstärken, und zugleich am Wienerhof die freundschaftliche Anfrage thun, was doch die geheimnisvollen Kriegsanstalten in Böhmen und Mähren zu bedeuten hätten?

Marie Therese antwortete dem preussischen Gesandten in einer Privataudienz, daß bey der allgemeinen Krisis Europens die Würde ihrer Krone es fordere (**) sowohl für ihre, als ihrer Bundsgenossen Sicherheit die nöthigen Maasregeln zu ergreifen.

Friedrich war mit dieser Antwort nicht zufrieden — — Marie Theresie sollte sich ausdrücklich erklären, daß sie ihn weder in diesem noch in dem künftigen Jahr angreifen wolle. Er setzte noch hinzu, daß er jede zweydeutige Antwort für eine Kriegserklärung ansehen würde.

Darauf antwortete der Wienerhof: daß er, der König, die Kriegszurüstungen angefangen

 habe,

(*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 3.

(**) Vie de Fréder. Tom. II. pag. 193.

habe (*), daß in der Allianz mit Rußland nichts wider den König enthalten wäre, und daß man also dem Wienerhof keineswegs die unangenehmen Auftritte zuschreiben könne, die der König zu befürchten scheint.

Auch diese Antwort war nicht nach Friedrichs Sinn. Es erschienen von beyden Seiten Staatsschriften, worinn jeder Theil die Schuld der ersten Kriegszurüstungen auf den andern zu wälzen suchte. Das gab dem König Zeit, sich in bessere Fassung zu setzen, und nun glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen, als ein zweyter Alexander den Knoten mit dem Schwert zu lösen.

Er hatte im sechs und zwanzigsten Kapitel seines Antimachiavells selbst die zuverläßigste Staatsregel gegeben: daß es besser sey zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen.

Er suchte also diese Regel, die gleichsam eine Familienregel (†) war, abermal in Ausübung zu bringen.

Er

(*) Friedrich rief eines Tags jähnend auf: Wird es denn nicht bald wieder einen Krieg geben? Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 64. Es ist also so unwahrscheinlich nicht, daß er die Kriegszurüstungen anfieng.

A. d. H.

Er setzte sich mit Ende Augusts in Bewegung, und rückte mit 40,000 Mann in Sachsen ein. Und so zündete Friedrich selbst ein Kriegsfeuer an, das durch ganze sieben Jahre fortbrannte, und im Eingeweide Deutschlandes so schrecklich wüthete, daß noch jezt die Wunden bluten. — — —

Ende des zweyten Bändchens.

(†) La ſituation des Etats Pruſſiens fait aux Souverains de cette monarchie, une loi indiſpenſable de n'attendre jamais l'ennemi dans leur pais.

Vie de Fréd. Tom. II. pag. 6.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Joseph, 1749-1813

Leben Friedrichs des Zweiten, Königs von Preussen

Bd.: Erstes und zweytes Bändchen

Amsterdam 1789

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 6453
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236363-1